Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 20 — Marburg i. H., den 17. Mai — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Gedanken über diesseitiges und jenseitiges Leben. Schluß — Im Kampfe um eine Weltanschauung (Hart, Der neue Gott): 2. Aesthetische Weltanschauung und die Wirklichkeit — Vom Pfarrer zum Politiker (Naumann, Demokratie und Kaisertum). Mit Nachwort des Herausgebers — Erfurter Tage. Schluß — Verschiedenes: Lutherfunde — Frage — Durlach — Anzeigen

Gedanken über diesseitiges und jenseitiges Leben

8

Wir haben bisher das jenseitige Leben mehr nach seinen äußeren Bedingungen zu begreifen versucht. Wie wird es mehr innerlich gefaßt sein?

Es ist nach dem bisher Gesagten ein unmittelbares Mitleben mit dem allumfassenden Gottesgeist, so jedoch, daß die Geister in den durch ihr irdisches Leben verursachten Wirkungen ihr eigentliches Selbst finden und fühlen.

Es könnte scheinen, daß es mit der Gerechtigkeit Gottes sich nicht vertrüge, wenn alle abgeschiedenen Seelen, böse wie gute, mit Gott vereinigt werden. Indessen die bösen Menschen waren ja auch schon während ihres Erdenlebens in gewissem Sinne mit Gott verbunden. Alles, was der Mensch denkt, spricht, thut, auch die größte Schändlichkeit, ist in Gott gethan insofern, als Gott es unmittelbar weiß. Es ist ein Teil seines Bewußtseins. Aber deswegen noch nicht ohne weiteres auch ein Teil seines Willens, wie wir früher (3) sahen. Das ganze Leben eines Menschen kann eine Auflehnung gegen Gott sein. Vielleicht kommt es dem Menschen während seines Erdenlebens kaum deutlich zum Bewußtsein. Um so deutlicher wird er es dagegen im Jenseits empfinden.

Freilich, wohl nicht sogleich. Wer auf Erden ein geiziger, lügnerischer, selbstsüchtiger, unzüchtiger Mensch gewesen ist, wird wohl kaum sofort nach seinem Eintritt in die jenseitige Welt zur vollen Erkenntnis seiner Sünde kommen. Vielmehr, was er auf Erden war, wird er zunächst auch noch im Jenseits sein; was er hier liebte, Geld, Genuß usw., wird er auch dort noch lieben und begehren. Der jenseitige Zustand ist wohl nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich zunächst dem Zustand unmittelbar nach unsrer leiblichen Geburt ähnlich. Bei der Geburt gelangen wir zwar alsbald zum Anschauen der ganzen uns umgebenden Außenwelt, aber doch sind wir von einem Verständnis dieser sichtbaren Welt und ihrer Gesetze noch weit entfernt. So gelangen wir auch nach dem Tode wohl entweder sofort oder doch bald zu einem unmittelbaren Schauen, jedoch ohne damit sofort auch ein volles Verständnis für den eigentlichen Sinn und Zusammenhang des Weltalls, das heißt für den eigentlichen Willen Gottes zu erlangen — wenn wir nicht bereits auf Erden ein Verständnis für ihn gewonnen hatten.

Sobald aber die Erkenntnis des göttlichen Willens dem Geiste aufdämmert, wird er auch sein sündiges Leben als eine Auflehnung gegen Gott empfinden. Und je tiefer er den ewigen Gotteswillen versteht, um so schmerzlicher wird ihm sein sündiges Leben als ein verfehltes zum Bewußtsein kommen. Und ferner, je klarer er die unendliche Reihe böser Wirkungen übersieht, die aus seinem bösen Leben hervorwuchsen, je lebendiger er den Haß und den Widerwillen fühlt, den er in den Herzen der Mit- und Nachwelt durch sein Leben erzeugte, um so bitterer und verzweifelter wird sein Schmerz sein. So mag man wohl reden von einem Wurm, der nicht stirbt, und einem Feuer, das nicht erlischt.

In Wahrheit indessen doch nur, wenn das Böse für alle Ewigkeit fortzeugend Böses gebären müßte. Muß nicht aber oft gerade das Böse auch wieder ein Anlaß werden zum Guten? Das würde dann in der Bitterkeit des Schmerzes und der Reue ein lindernder Tropfen sein. Und ferner, wird nicht der Geist in seiner schmerzvollen Reue bestrebt sein, so viel als möglich, die bösen Folgen in gute umzuwandeln? Und je mehr ihm das gelingt, je mehr er in innerer Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes zu leben und zu wirken beginnt, wird er nicht um so glücklicher werden? Und andrerseits, wer auf Erden schon so weit gekommen war, seine höchste, reinste Freude darin zu finden, in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen zu wirken, sein Leben hinzugeben an seine Brüder in selbstlosem Dienen, wird der nicht im Jenseits erst recht seine Seligkeit darin finden, nun in dieser Richtung noch viel mehr zu wirken, als er es auf Erden vermochte? Nicht ein ewiges Ruhen und Genießen, sondern ein Wirken in völliger Uebereinstimmung mit Gott wird die ewige Seligkeit sein. Im übrigen sind Himmel und Hölle nur die Fortsetzung von dem Himmel oder der Hölle, die der Mensch schon während seines diesseitigen Lebens in sich trug.

9

Wie sollen wir uns das Wirken der jenseitigen Geister vorstellen?

Wir besinnen uns wieder auf unser gegenwärtiges Leben. Unzählige Geister leben in uns, wirken in uns. Nicht nur die Geister der Menschen, die während ihres Erdenlebens von irgend welchem Einfluß auf uns gewesen sind (Eltern, Lehrer, Erzieher, Prediger usf.), sondern auch die Geister längst verstorbener Menschen, eines Luther, Paul Gerhardt, Goethe und tausend Andrer sind thatsächlich in uns lebendig. Vor allem gilt das von Jesus Christus. Paulus ist sich vielleicht selber der buchstäblichen Wahrheit seiner Worte nicht voll bewußt gewesen, als er schrieb: „Christus lebt in mir." Aber es war in der That so. Christus lebt auch heute noch in vielen Millionen Menschenseelen. Je mehr Menschen von seinem Geist ergriffen, überwältigt werden, um so mehr breitet sein Leben sich aus. Christus wächst von Jahr zu Jahr, von Land zu Land. Und eben dieses Wachsen ist für ihn Seligkeit. War es doch schon auf Erden sein heißester Wunsch und Wille, den Menschen seinen Geist aufzuprägen, sein Leben und Lieben in sie hineinzugießen. So wird es ganz gewiß auch jetzt noch immer sein heißestes Sehnen, seine größte Seligkeit sein, sein Reich, das Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe, kurz das Himmelreich, weiter auszubreiten in der Welt.

Dasselbe wie von Jesus Christus dürfen wir auch von unzähligen andern Menschen sagen: sie leben in uns. Das gilt insonderheit von denen, die hier auf Erden schon die stärksten Wirkungen auf uns übten, mit ihrer ganzen Seele

uns zugethan waren, unsern Angehörigen, Freunden usw. Die Hauptwurzeln ihres jenseitigen Lebens liegen in uns. Darum wird es sie auch zu uns am stärksten hinziehen. In uns und unsern Lebensverhältnissen fühlen sie ihr Leben am konzentriertesten. Je mehr sie aber andrerseits mit dem ewigen Willen Gottes eins geworden sind und in diesem Einswerden ihre Seligkeit gefunden haben, um so mehr wird es ihre Freude sein, diesen Willen Gottes auch bei uns zur Geltung zu bringen, das Reich Gottes, das Himmelreich, auch in uns und unserm Leben und unsrer Umgebung zur Herrschaft zu bringen.

Wie sich diese Einwirkung auf uns vollzieht, ist ja schwer zu sagen. Sollen wir denken an ein unmittelbares Einwirken von Geist auf Geist? Sollen wir denken an feinste materielle Ströme, Stromwellen? Ich weiß es nicht. Aber, so gut wie die Beeinflussung durch Suggestion, ja überhaupt jede alltägliche Beeinflussung eines Menschen durch einen andern möglich ist — obwohl wir sie ja auch nicht erklären können — ebenso gut scheint mir auch die Einwirkung jenseitiger Geister auf diesseitige durchaus möglich zu sein. Nur werden die jenseitigen Geister, je gereifter, je entwickelter sie sind, um so weniger sich zu solchen Produktionen herbei lassen, von denen der Spiritismus fast ausschließlich zu berichten weiß.

Wenn aber die guten Geister auf uns einwirken, sollten nicht vielleicht böse Geister dasselbe auch thun? Und müßten wir nicht alsdann weiter an einen Kampf der bösen und der guten Geister um uns, ja in uns, denken? Wenn wir uns von den verschiedensten Antrieben, Versuchungen hin und her gezogen fühlen, sollte es nicht vielleicht zum Teil ein Streit böser und guter Geister um unsern Besitz sein?

Wo bleibt dann unsre Verantwortlichkeit! — Indessen, vergessen wir nicht, daß auch schon die verschiedensten Geister diesseitiger Menschen sich um unsern Besitz streiten! Die verschiedenartigsten Einflüsse, die tagtäglich auf uns eindringen, bestimmen uns in unsern Handlungen und Entschlüssen. Und doch haben wir das unabweisbare Gefühl persönlicher Verantwortlichkeit, das sich um so mehr verschärft, je mehr wir mit dem eigentlichen Willen Gottes eins werden.

10

Wie die jenseitigen Geister auf uns, so haben umgekehrt auch wir auf sie einen Einfluß.

Je intensiver wir an sie denken, es sei in Liebe oder Haß, um so stärker fühlen sie sich von uns berührt, entweder angenehm oder unangenehm. Dadurch, daß wir an sie denken, zwingen wir ihre Aufmerksamkeit, ihre Anwesenheit herbei. Je inniger vor allem unsre Liebe zu ihnen ist, um so mehr werden sie mit unwiderstehlicher Macht sich zu uns hingezogen fühlen, um so mehr werden sie sich getrieben fühlen, uns zu helfen.

Von hier aus mag uns wohl die katholische Heiligenverehrung, sowie der Ahnenkultus mancher heidnischen Völkerschaften in einem weniger ungünstigen Licht erscheinen.

Ebenso fällt von hier aus auf manche Gebetserhörungen vielleicht ein helleres Licht. Durch das Gebet ziehen wir, uns selber unbewußt, befreundete Geister herbei, die uns helfen möchten. Je ernster unser Gebet ist, je mehr es sich mit dem Willen Gottes deckt, je mehr es ein Gebet um das Kommen seines Reiches ist, um so mehr rufen wir durch solches Gebet die befreundete Geisterwelt herbei, die gerade hier eine willkommene Gelegenheit findet, nun auch ihrerseits für die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt wirksam zu sein. Wenn wir an die wunderbaren Gebetserhörungen August Hermann Frankes oder Georg Müllers in Bristol denken: liegt nicht der Gedanke außerordentlich nahe, daß Geister der jenseitigen Welt überall in allen Ländern die Herzen der verschiedensten Menschen beeinflußten, jenen Männern zu helfen?

Im Gebet ziehen wir, gleichsam an unsichtbaren Fäden, die Geister auf uns selbst oder auf andre Menschen herab. Und zwar je intensiver wir unsre Gedanken auf diesen oder jenen Menschen konzentrieren, um so mehr machen wir uns dadurch gewissermaßen zum Medium, mit dessen Hilfe die jenseitigen Geister auf den betreffenden Menschen einen Einfluß gewinnen. Im Gebet, näher in der Fürbitte, ist uns eine außerordentliche Macht gegeben.

Aber auch wenn wir keine Erhörung unsres Gebets wahrnehmen, so ist doch kein Seufzer, der aus der Tiefe unsrer Seele aufsteigt, verloren und umsonst. Im Jenseits werden wir seine Spuren sehen. Insonderheit ist kein Gebet um das Kommen des Reiches Gottes vergebens. Und wiederum: je schärfer wir dabei eine ganz bestimmte Person oder eine ganz bestimmte Sache ins Auge fassen, um so wirksamer wird unser Gebet sein. Jedes derartige Gebet ist eine lebendige Brücke zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, auf der jenseitige Geister in diesseitige Personen oder Verhältnisse eindringen können, um den Willen Gottes an ihnen zur Ausführung zu bringen. „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist“ sagt der Apostel Jakobus.

Wird nun aber nicht bei solcher Auffassung Gott aus der ihm gebührenden Stellung gedrängt? Mir scheint nicht, denn Gott ist es ja eben, der in den Geistern wirksam ist. Diese sind ja nur ein Teil von ihm. Sie sind die Glieder, die Diener Gottes, die um so bereitwilliger gehorchen, je völliger sie mit Gottes Willen Eins sind. Indem wir uns im Gebete an Gott wenden, setzen wir ohne weiteres die Geister in Bewegung, auch wenn wir diese gar nicht direkt anrufen. Darum mögen wir — was uns allein auch als das Angemessenste erscheint — getrost unser Gebet an Gott den Herrn richten in der Gewißheit, daß er, der Alles, das Sichtbare und das Unsichtbare, das Diesseits und das Jenseits umschließt, uns allezeit hört. Ein freundlicher Gedanke aber mags uns dabei sein, daß Gott vielleicht durch solche Boten zu uns kommt und hilft, die uns besonders lieb und teuer sind.

* * *

Wie aus vorstehenden Ausführungen wohl ersichtlich ist, erheben sie durchaus nicht den Anspruch, ein sicheres Wissen zu sein. Auch mit dem religiösen Glauben im eigentlichen Sinne haben sie Nichts zu thun. Denn der Glaube ist nicht Sache des Verstandes, der logischen Schlußfolgerung, sondern Sache des Herzens, des Willens, des inwendigen Menschen. Er wird nicht berührt von den verschiedenen Weltanschauungen, die wir uns in unserm Kopfe zurecht legen. Vielmehr sollten diese Ausführungen lediglich ein Versuch sein, denen Wegweiserdienste zu thun, die sich vergebens abmühen, zu einer gewissen Klarheit über die angeregten Fragen zu kommen, und die deswegen leicht in Gefahr sind, einer materialistischen Weltanschauung zu verfallen. Im übrigen werden wir unsre Aufgabe nicht darin zu suchen haben, möglichst schon jetzt mit der jenseitigen Welt in bewußte Verbindung zu treten, sondern unser Leben im Diesseits nach Kräften auszunutzen in Uebereinstimmung mit dem Willen Gottes. Um so herrlicher wird dann das Jenseits für uns sein; herrlicher gewiß, als wir Alle es uns hier vorzustellen vermögen. Johannes Jansen

---

Im Kampf um eine Weltanschauung

Julius Hart, Zukunftsland 1. Band. Im Kampf um eine neue Weltanschauung. Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert. Mit Kopfleisten von W. Caspari. Verlegt bei Eugen Diederichs. Florenz und Leipzig. 1899. 5 Mk., gebunden 6

2. Aesthetische Weltanschauung und die Wirklichkeit*)

Ich hoffe, daß ich dem Hartschen Buche nach dem, was es Gutes bietet, einigermaßen gerecht geworden bin.

Julius Hart will nun freilich etwas unendlich Wichtigeres leisten, als ich bisher ihn habe sagen lassen. Er will nicht nur eine Sonntagnachmittags-Weltanschauung geben — das Wort gebrauche ich unironisch, so wie Einer am Sonntag Nachmittag

*) Wir tragen die Uebersicht über den Inhalt der vier Kapitel des Aufsatzes nach: 1. Aesthetische Weltanschauung: 2. Ihr Verhältnis zur Wirklichkeit; 3. Ihr Verhältnis zum Christentum; 4. Das Hartsche Buch.

zu Walde geht, um Sorge und Wirklichkeit des Lebens eine Weile zu vergessen: Feiertagsstimmung — sondern er will eine praktisch brauchbare, ja die allein brauchbare, einzige Weltanschauung entwickeln.

Da entsteht nun freilich zuerst die Frage, wieweit er mit seiner „Weltanschauung“ überhaupt an das wirkliche Leben herankommt.

Sehen wir zu!

Auf S. 172 f. kommt Julius Hart auf das zu sprechen, was sich in diesem Jahrhundert begeben hat: „Napoleonische Eroberungszüge, Juli-, Februar- und Märzrevolution, die nationalen Einheitskämpfe, die Errichtung des deutschen Reiches — der Aufgang der Sonne des Sozialismus!!“ — „wie klein, wie nichtig und flüchtig, wie wesenlos und gleichgiltig“ ist das Alles gegenüber dem Aufkommen der Darwinschen Theorie.

Freilich nur Goethische Geister werden es stets begreifen, daß das Geschick und die Zukunft der Menschheit ganz anders abhing von jener Sitzung der französischen Akademie, in der Geoffroy St. Hilaire mit Cuvier rang, als von den Barrikadenkämpfen des Julimonds von 1830.

Diese wunderliche Ausbeutung der bei Eckermann (III 2. August 1830) aufbewahrten hübschen und allerdings charakteristischen Episode geschieht in Nachfolge Haeckels. Es ist nun natürlich, daß den (81jährigen) Goethe der offene Ausbruch eines wissenschaftlichen Streites, den er durch ein langes nachdenkliches Forschen mitangebahnt hat, mehr interessierte als irgend ein x-beliebiges Revolutiönchen im nachrevolutionären Frankreich. Im übrigen zweifle ich, ob Goethe das Wirken und Werden in der Welt für nichtig und gleichgiltig gehalten hat gegenüber der Erkenntnis vom Wirken und Werden; ich zweifle, ob er Beides überhaupt für kommensurabel hielt und gar in eine Wertvergleichung zu stellen geneigt war, wie Hart meint. Ich möchte Hart bitten — da er seine Phrase mit den Napoleonischen Eroberungszügen anfängt, doch in demselben Buche, in dem die Anekdote steht, die er anführt, die Stellen nachzulesen, die sich mit Napoleon beschäftigen. Es sind ihrer mehr als die über St. Hilaire und darunter eine wie die folgende (Eckermann III 11 3 28): „Ja, ja, mein Guter, das war ein Kerl, dem wir es freilich nicht nachmachen können!“ und nicht viel später: „Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht blos Gedichte und Schauspiele zu machen, um produktiv zu sein, es giebt auch eine Produktivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht.“

Mit der Geringachtung des wirklichen Geschehens zu Gunsten seines Widerscheins im Geiste des Schauenden hängt nun die Behandlung zusammen, die Hart seinem Romantiker der Renaissance, Nietzsche, zu teil werden läßt.

Daß mir der Gesichtspunkt seiner Beurteilung beachtenswert erscheint, sagte ich bereits. Der Tonfall der Hartschen Kritik Nietzsches dürfte dem beiderseitigen Größenverhältnis nicht sorgfältig genug angepaßt sein. Die Hohnreden, die unser Dichter ausstößt, wenn er auf seinem Ritt durchs All irgendwo den Geist des Unglücklichen zu seinen Füßen liegen sieht, gipfeln aber in dem Vorwurf: er kennt noch ein Werten, der spießbürgerliche Geist! Indessen, wenn Hart fordert: Laßt das Werten und — werdet Schauende, so wertet er damit selbst, er wertet das Schauen höher als das Thun, die Geschichtschreibung höher als die Geschichte, und er appelliert auch seinerseits an jene Eigenart nicht nur der Menschen, sondern aller Wesen: zu werten.

Aber wie stimmt diese ganze das Hartsche Buch auch sonst überall beherrschende Verächtlichkeit gegen das wirkliche Geschehen, das Thun und Handeln, das Werten und Wollen zu seinem System?

Julius Hart verwendet starkbetonte und z. T. schön ausgeführte Abschnitte seines Buches darauf, uns einen Eindruck davon zu verschaffen, wie sehr der Südarier die Welt in Einzelgegenstände seines Begehrens, Wollens und Thuns zerlegt, in Werte und Güter. Er beschwört den Geist solcher Willens- und Thatmenschen herauf, wie die, deren Exeget Macchiavelli

war. Dann wird er aber darauf aufmerksam, daß der „Südarier“ zu jenem Zweck die Einzelheiten des Daseins und Lebens als solche zu fassen und zu ordnen sucht: daß er jenen Erkenntnisweg einzuschlagen beginnt, den wir Wissenschaft nennen. Und nun über alles Wollen und Handeln, um dessenwillen europäische Wissenschaft entstanden ist, hinweg springend, setzt er das Mittel als Zweck, die indische Generalanschauung als eigentlichen und die europäische Wissenschaft als Ausmalung. Das Schauen der Einheit ist nicht interessant genug, das wissenschaftliche Erkennen muß die breite Fläche bunt bemalen. Es ist also von einer Identifikation, von der Hart in einem fort spricht, in Wahrheit gar keine Rede. Der Inder giebt Ideal und Regel, der Südarier die Beispiele dazu. Und der dritte große Typus? der Germane? Er — sieht das ein; er schreibt den Katalog, er malt das Panorama.

Nietzsche will doch wenigstens in seiner Philosophie die Dinge noch ernst genommen wissen: er will, er wertet. Er hat den Südarier noch so ernst genommen, wie Hart ihn nach seiner These nehmen müßte. Ich glaube in der That, da Julius Hart ihn doch einmal als Typus des Südariers hinstellt, hätte er ihn lieber dazu benutzen sollen, von ihm zu lernen, wie dieser Südarier seine Weltanschauung bildet. Denn die soll ja doch nach der Hartschen These nur die andre Seite einer wirklich zusammenfassenden Weltanschauung sein!

Hiermit müssen wir uns über Nietzsche hinaus noch etwas näher beschäftigen.

* * *

Es ist nicht nur das Wollen und Werten selbst, das Julius Hart so verächtlich behandelt, sondern damit auch alles Andre, was nach Hart der Südarier in die Geschichte hineingebracht hat.

Die Naturgesetze sind nichts kausal Wirksames, sagt Hart, sondern bloße Abstraktionen, und in aller Wissenschaft kann immer nur von bloßem näheren Beschreiben eines Naturausschnitts die Rede sein.

Ganz recht. Aber wer bisher irgend eine Anschauung als Irrtum abweisen wollte, fühlte die Pflicht, ihre Entstehung zu beschreiben; erst dann kann beurteilt werden, ob sie wirklich irrig ist, und wo der Fehler steckt.

Woher stammt die Anwendung des Kausalitätsbegriffs in der Naturwissenschaft? Hart meint: aus der alten religiösen Anschauung. Gut, aber wie ist er dahinein gekommen? Julius Hart weiß ja, daß er nur im Polytheismus und Monotheismus vorkommt. Weshalb gerade da? und weshalb nicht so im Pantheismus?

Weil die poly- und monotheistischen Religionsformen die des wollenden, wertenden, handelnden, — nicht nur träumenden und schauenden Menschen sind.

Denn aus dem Selbstbewußtsein des wollenden Menschen stammt die Kausalitätsanschauung. Der wollende Mensch weiß Entschluß und That anders als durch „bloße Aufeinanderfolge“ verbunden. Hier setzt er mit seiner Religion ein. Je nach der Stufe, die er erreicht hat, deutet und wertet er die Welt ab. Denn er weiß, daß er in ihr steht, arbeitet, wirkt, sich entwickelt. Seine Kräfte, seine Freuden, sein Schaffen, sein Genießen, sein Glauben werden immer entschiedener geistigen Gehalts. Was für ihn wichtig und wirklich ist, gehört immer mehr diesem Gebiete an. Und immer noch eilt das Werten dem Sein voraus. Der wollende thätige Mensch ist in der That der zum Monotheismus bestimmte. Denn ihm ist das Wirkliche zusammengefaßtes, zweckbewußtes, persönliches Wollen, und nur im Dienste dieses Wollens auch Forschen und Schauen, Forschen als Mittel, Schauen als Erholung.

Julius Hart will es anders. Da er das, was er südarisch nennt, überhaupt nicht ernst nimmt, — denn das Werten ist ja vom Uebel — so nimmt er auch die Religion der Südarier nicht ernst. Der südeuropäische Arier ist „ein geborener und ein ewiger, von der Natur dazu bestimmter Gottesleugner, ein Atheist seinem tiefsten Wesen nach.“

Aber er hat sich in der Geschichte doch gerade als Fanatiker für die Religion hervorgethan? Ja, sagt Hart, „Nichts bezeugt besser, wie tief die Unfähigkeit religiösen Fühlens in ihm be-

gründet liegt. Die Religion gebraucht er nur als eine neue Waffe, und er sieht in ihr nur ein andres Machtmittel, die Welt zu erobern."

Es ist dasselbe Mundaufmachen und Federeintauchen, über den Hartschen Asiaten zu sagen und zu schreiben: „Nichts bezeugt besser, wie tief die Unfähigkeit religiösen Fühlens in ihm begründet liegt. Die Religion gebraucht er nur als ein neues Lodderbett, und er sieht in ihr nur einen neuen Schlaftrunk, sich faule Träume zu verschaffen und das energische Wollen und Werten, zu dem er unfähig ist, zu verdächtigen."

Indessen wozu die Puppen apostrophieren. Wir halten uns an den Direktor dieses Theaters.

Hart versteht eine Religion, die vom Wollen und Werten ausgeht, überhaupt nicht. Sie ist „nur" Waffe! Aber was ist denn die berühmte Wissenschaft Anderes als Waffe? Was ist der Buddhismus Anderes als Waffe? Nun, es ist keine, die geschwungen wird, keine, die einschlägt, nur Barrikade, hinter der man — träumt; eine dicke Schicht von Entsagung, Verachtung, Gleichgiltigkeit. Und die Hartsche Religion? Sie unterscheidet sich vom Buddhismus dadurch, daß die Schicht weniger dick ist, sodaß man durch sie die Welt noch — „schauen," sogar noch genießen, schlürfen, trinken kann; er hat nämlich Löcher darein gebohrt, auf die er sehr stolz ist. (S. 343.)

Wir sahen, daß Hart das Aufkommen der Darwinschen Theorie höher schätzte, als Alles, was durch sie beleuchtet wird. Das konnte stutzig machen. Hat er sie verstanden? — Er hat sie nicht verstanden. Sonst würde er mindestens wissen, daß eine Wahrheit desto mehr wert ist, je mehr sie sich als Waffe beweist, als Waffe zur Durchsetzung in der Welt und schließlich zur Herrschaft über die Welt.

Für Hart indes ist die Religion erst dann Etwas wert, wenn sie nicht mehr leisten kann, was ihren Wert ausmacht.

Wenn er auf die kämpfende Religion kommt, gerät seine Stimme in Gefahr, vor Wut überzuschlagen:

> Dort unten liegt der Bereich der monotheistischen und polytheistischen Religionen, ewiger Fetischanbeter, armer beständig von Furcht gequälter Seelen. Ihr Sinnen und Trachten geht nicht über das des Tieres hinaus . . . Sie kennen erst nur die eine Sorge um die Nahrung . . . unentwickelte Menschen . . . Tiefenmenschen . . . Massenmenschen . . . Wald- und Steppenwilde . . . Barbaren . . . Arme Hottentotten . . . mit stumpfen Sinnen . . . . . gebundene Seelen, tote Geister, unterwürfig und verzagt . . . (S. 169 ff.).

Aber diese selben verwerflichen Leute, beschreibt er in eben demselben Zusammenhange als die Wertenden, Zerteilenden, Vielheitschauenden. Er beschreibt sie so, wie er die Südarier auch sonst beschreibt, wenn er sie den Indern als für sein Problem gleichberechtigt, als Vertreter der andern Seite gegenüberstellt. Er scheint also doch eine Ahnung davon zu spüren, daß ihnen der Polytheismus und auf höherer Stufe Monotheismus in demselben Sinne eignet als den Indern der Pantheismus. Trotzdem feiert er diesen und schilt den Monotheismus.

Ich habe den Eindruck, daß für Hart alles, was er sich über Entwicklung hat sagen lassen, ganz äußerlich geblieben ist. Es giebt kaum ein Moment in seiner Weltanschauung, das innerlich mit Entwicklung Etwas zu thun hat. Sein ganzer Wahrheitsbegriff ist vordarwinianisch. Kennzeichen der Wahrheit ist ihm doch schließlich die Stabilität des logischen Begriffs. Religion ist Verbindung mit dem Weltganzen als mit etwas Stabilem. Mit dem Darwinisch angeschauten Weltganzen giebt es aber keine stabil bleibende Verbindung als so, daß man die ganze Geschichte lediglich als Objekt eines ruhenden Beschauers ansieht. Dann kann sie sich ändern, wie sie will, man steht außerhalb. Der eigentliche Kampf des Menschen, all sein Leiden, alles Seufzen, alle Reue, alles Schuldgefühl, alle angstvolle Wertung bleibt tief unter Einem liegen, man steht außerhalb, man ist „Schauender" geworden. Man fühlt sich frei von Qual, Staub und Hitze des Kampfes, man atmet auf, man sieht zu: „Und ich saß auf dem Bagagewagen."

Die Weltanschauung eines kämpfenden Menschen ist wie ein Ruf in der Schlacht: durch und durch aktuell, und Waffe. Auf dem Bagagewagen schaut sich die Sache lustiger an.

Hart wundert sich schließlich selbst, wie einfach es ist, die Welt zu erlösen. Nehmts nicht zu ernst, es ist eigentlich ganz trivial, die ganze „Rederei" kaum der Mühe wert, — dergleichen Versicherungen werden immer häufiger. Ein viele Seiten langes Ergo bibamus macht den zweckmäßigen Beschluß. „Und ich saß auf dem Bagagewagen."

Nun sitzt es sich wahrscheinlich sehr gut auf dem Bagagewagen. Man „lebt," „schaut" und besonders man „trinkt" und „schlürft" da wahrscheinlich um so genußreicher, als man den Gegensatz mit Qual, Angst, Hitze und Schweiß immer in der Nähe hat. Uebrigens sage ich garnichts gegen den Mann auf dem Bagagewagen. Er ist wahrscheinlich nützlicher als mancher Mitkämpfer, der keinen Beruf zum Kampf hat und ein verwirrendes Fliehen anstellt. Er soll nur fleißig aus seinem eignen friedlichen Dasein heraus die Andern trösten und erfrischen; aber soll ihnen nicht die Desertion und Flucht anraten. Ich meine: er sitze immerhin auf dem Bagagewagen, aber — er predige ihn nicht!

Dazu rät auch die Klugheit. Wenn Hart den guten Posten hat, so soll er ihn nicht übermäßig loben, sondern erwägen, wie viele Mann im Feld stehen müssen, um einen Bagagemann zu erhalten.

* * *

Ich muß mich mit dem Darwinismus der Hartschen Weltanschauung noch etwas näher beschäftigen. Hart legt, wie wir schon wissen, großen Wert darauf. Aber es giebt nur eine einzige Stelle, an der er eine wirkliche Hineinziehung des Darwinismus in seine Weltanschauung versucht.

Bei Gelegenheit einer Verhandlung über die alte Frage, ob der Geist aus dem Stoff, oder der Stoff aus dem Geist stamme, kommt er darauf zu sprechen, daß man je und je in dieser Frage mit der Vorstellung von einem Menschen ohne Sinne, z. B. ohne Augen zu thun habe. Indessen auch ein Blindgeborener sei darum noch nicht ein augenloser Mensch. Er gehöre zu einer Menschheit, die schon seit Jahrtausenden Augen habe, und seine ganze Empfindungsweise geschweige seine körperliche Konstruktion sei dadurch bestimmt und bis auf Geringes der eines mit Augen Begabten gleich. Der wirklich augenlose Mensch sehe sehr anders aus; wir kannten ihn ja. Er stünde noch etwas weit zurück auf der Ahnenleiter zum heutigen Menschen. Der Mensch, als er noch ohne Augen war, hat in seiner übrigen Konstruktion ungefähr so ausgesehen wie gewisse Wurmarten, die auf diesem Standpunkt verharrten. Und wenn wir näher zusehen, haben doch auch jene Würmer schon Augen, wenn auch nicht Augen, die Bilder aufnehmen, wie die unsren, sondern solche die nur erst für Wärmeschwankungen und für Hell und Dunkel empfindlich sind. Diese Lichtaugen, aus denen unsre Bildaugen entstanden sind, weisen ihrerseits zurück bis in die unorganische Welt der Steine, die sich je nach ihrer dunkleren oder helleren Färbung verschieden erwärmen, bis in die chemische Welt des Urgases hinein. Es ist nirgends Materie ohne Empfindung und freilich auch nicht Empfindung oder Geist ohne Materie. Beides entwickelt sich mit einander. Empfindung und Materie sind nur die zwei Seiten der Wirklichkeit.

Das ist ganz schön. So ungefähr kann man sich die Sache hübsch vorstellen.

Aber wenn Hart die Vorstellung von einem augenlosen Menschen, der im übrigen Mensch wie wir sein soll, mit Recht so lächerlich findet, weshalb erzählt er denn viertehalb hundert Seiten lang von einem Menschen, der nicht sittlich wertet und doch im übrigen Mensch wie wir sein soll? Er selbst ist nicht ein solcher Mensch. Er wertet sehr energisch und wo er mehr praktische Fragen streift wie in der Egoismusfrage auch fein und zart, — eben wie das Glied einer seit Jahrtausenden sittlich wertenden Menschheit.

Ich lade Hart ein, seine Fahrt in die Gaswelt noch einmal zu machen. Wir suchen den noch nicht sittlich wertenden Menschen. Im Vorbeifliegen zeigt Hart uns lachend den Nietzscheschen Indianermenschen. Wir lachen Alle. Aber den Hartschen Menschen ohne sittliche Werte haben wir noch nicht

Schließlich sehen wir ihn auf einem Baume hocken. Da ist er. Fast wie ein Gorilla. Aber das Ungeheuer fängt an, nach uns zu werfen. Weshalb nur? Er verteidigt seine Jungen. Das ist nicht sittliches Werten in unserem Sinne, aber doch schon eine Uebergangsform. Immerhin, hier sind die Anfänge. Wir brauchen nicht bis zum augenlosen Wurm, denn das eigentlich sittliche Werten ist freilich eine spätere höhere Entwicklung als das Schauen. Aber Hart ist ja geschult, die Dinge auch durch mancherlei Verwandlungen zurückzuverfolgen. Er wird ganz von selbst nicht beim Gorilla Halt machen mögen. Aber wo dann? Vor dem sittlichen Werten als seine Vorform steht das ästhetische Werten — man weiß doch, wann der Vogel singt? Und wo beginnt das? Wo beginnt das Werten überhaupt?

Es ist doch am Ende nicht sehr plausibel, wenn doch einmal der Mensch nur durch Analogien „erkennt," wie Hart gelegentlich selbst beteuert, gerade das intimste Selbstbewußtsein, das des Willens, auszuschließen. Ebenso gut, wie Hart mit Fechner sein Schauen als „Empfinden" in die kleinsten Teilchen der Welt hineinanthropomorphisiert, könnte man ja auch von wollenden Molekülen sprechen — das Wollen aber ist die einfachere Form des Wertens —: das Atom will zum Atom, und dies ist die Ursache, aus der es sich ihm entgegenbewegt. Zu guterletzt würde eine solche Anschauung bedeutend besser zum Darwinismus stimmen, den Hart so sehr lobt und so wenig durchdacht hat. Indessen hier hat Hart eine Ueberraschung für uns: er meint nicht einen früheren Standpunkt, wo der Mensch noch nicht sittlich wertete, er meint einen zukünftigen, wo er überhaupt nicht mehr wertet! Den umgekehrten Traum träumten die Fanatiker einer rein sittlichen Weltanschauung: den Menschen, der gar nicht mehr sinnlich, nur noch sittlich ist, so Hart den Menschen, der gar nicht mehr sittlich, nur noch sinnlich, nur noch — Schauender ist.

Man wird jedenfalls — im Gegensatz zu Hart — sagen können, daß jede Beziehung des Ichs zur Welt allererst und allerintimst ein Werten ist, vormenschlich als Begierde und Instinkt, auf menschlichem Gebiet bewußt und immer bewußter. Nicht mehr werten ist nicht mehr leben, und schlecht werten ist schlecht leben. Die Geschichte der menschlichen Kultur ist eine Geschichte des menschlichen Wertens von jenem Standpunkt des Wilden an, der noch tierähnlich die Dinge nach ihrer Verdaulichkeit und Erreichbarkeit wertet, den Leib des Feindes wie einen Bärenschinken und ein Menschenleben nicht höher als eine Pflanze, bis dahin, wo das Wort laut wird von der Menschenseele, die mehr wert sei als die ganze übrige Welt.

Ich finde, Hart kommt mit seiner Weltanschauung etwas zu spät. Er gehört noch in jene Zeit, wo die Wahrheit ihr Kriterium in der möglichst weiten Entfernung von allen wirklich inneren Interessen des Menschen hatte. Es ist wahr, der Kampf um die sittlichen Werte ist nur ein Stadium im Gesamtkampf. Vorher ging ihm der Kampf um die Schönheit. Und folgen wird der Kampf um die Religion, die wir mit Schmerzen suchen, seit einst in der Frühzeit der Menschheit jener wunderbare Typus auftauchte, nach dem wir uns nennen. Er brachte eine neue Urteilsweise auf, von deren eigentlichem Verständnis wir am Schluß dieser neunzehn Jahrhunderte noch sehr weit entfernt sind. Aber was bedeuten auch zwei Jahrtausende in der Geschichte der Menschheit! Wir vertieften die ästhetische Wertung zu der intimeren sittlichen, wir werden die noch intimere religiöse finden. Das Bessere ist des Guten Feind, und jede neue Stufe pflegt ungerecht gegen die eben verlassene zu sein. Das sittliche Urteil war sehr ungerecht gegen das ästhetische. Erst seit einigen Jahrhunderten beginnen wir schwer und schwerfällig genug gegen die ästhetischen Wertgefühle gerechter zu werden: das ist sicherlich ein Zeichen dafür, daß wir einer neuen Stufe entgegenschreiten. Da pflegen die Blicke der „ewigen Romantiker" zurückzuschauen, da schaut auch Hart, der Romantiker des Buddhismus und des Hellenismus zurück: reines Schauen, ohne Berücksichtigung der spezifisch menschlichen, flüchtigen, kleinlichen, wechselnden, sittlichen Betrachtungsweise.

Sehr gut! so haben ja die Spekulanten von jeher gemeint. Der Mensch ist vom ungeheuren Naturganzen aus zu beurteilen, seine kleinen Schmerzen, die sittlichen Fragen, sind von daher zu lösen. Erst die Metaphysik, dann die Ethik — falls man noch für sie Zeit hat.

Aber inzwischen hat der Darwinismus, dieser ungeheuerlichste Anthropomorphismus, die bis dahin majestätisch ruhende, den Menschen mit seinen kleinen Schmerzen überhörende, träumende, vollkommene Natur in einen Riesenkampfplatz verwandelt, auf dem Millionen von reisigen Völkern seit Millionen von Jahren um die Vorherrschaft kämpfen, Vorherrschaft auf dem Futterplatz bis dahin, wo um Vorherrschaft in der Weltanschauung gekämpft wird. Dieser Gedanke Darwins, angeblich die endgiltige Durchbrechung der anthropozentrischen Weltanschauung, ist in Wahrheit eine ihrer genialsten und mächtigsten Vertretungen. Sie zieht den Menschen in die Natur zurück? Jawohl, aber als höchste Stufe einer unendlich langen Entwicklung. Man kann sagen, daß die anthropozentrische Weltauffassung nicht leicht einen tolleren und kühneren Streich erdenken konnte, als den, der den Menschen auf ein solches Podium stellte, jedes winzigste Sichbegeben in der Natur dahin ordnend und deutend, daß es zum Menschen empordrängte.

In Wahrheit ist der Darwinismus nur eine späte Konsequenz der antihellenistischen christlichen Weltauffassung, die bekanntlich die Menschen zu einer höheren, neuen Menschheit, Gotteskindheit, neuen Schöpfung berief, und den Kampf und das Aechzen der Natur auf die Sehnsucht nach der Freiheit der Kinder Gottes hindeutete.

Ist dieser Sachverhalt durch den Darwinismus von neuem einleuchtend geworden, so ist die ungeheuere Majorität der Natur über den Menschen aufgehoben und es ist keinerlei Vernunft mehr in dem alten Versuch, den Menschen von der Natur aus zu deuten und somit seine sittliche Frage als Lappalie zu behandeln, oder deren intime Beziehungen: Schuld, Reue, Gut und Böse mit Hart als „Quark" zu behandeln. Wenn Hart mit Darwin einen unendlichen Selbstdurchsetzungskampf anerkennt und wenn er keinen Grund hat, mit Schopenhauer die Erlösung des Wollens im Schauen zu wünschen, wenn er statt dessen von der Bejahung und vom „Leben — leben — leben!" redet, so darf er nicht zugleich wieder als das Wesentliche das reine Schauen erklären.

Es entlarvt sich hier eben der ewige Widerspruch, über den keine „rein ästhetische" Weltanschauung hinweg kann: Soll die Lust am „Schauen" bleiben, so muß das Angeschaute als ernst und wirklich genommen werden; — geschieht das, so hat damit die Welt einen andern Zweck bekommen als den, angeschaut zu werden.

Diese „rein ästhetische" Weltanschauung hat, wenn man sie ernst nimmt, etwas tief Unästhetisches an sich, geradeso wie jede That, die „rein" um des Ansehns willen gethan ist, wie riesige Pfeiler, die Nichts tragen, oder mächtige Treppen, die zu Nichts führen. Diese von Hart sehr ernst genommene Entwicklung vom Protoplasma durch solche Qualen, durch solche Meere von Blut hindurch bis zu uns, die muß etwas Gewaltigeres hervorbringen als den lächelnd zurückblickenden Naturbeschauer, den Mann auf dem Bagagewagen.

Bonus

Vom Pfarrer zum Politiker

Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik. Von Friedrich Naumann. Buchverlag der „Hilfe." Berlin-Schöneberg 1900. 231 Seiten. Gebunden 3 Mk.

Ein neues Buch von Naumann hat schon immer bisher im Kreise der Leser der Christlichen Welt auf freundliche Aufnahme rechnen können. Es wird das noch mehr der Fall sein, wenn es sich, wie diesmal, um eine Gabe ganz besondrer Art handelt. Trotzdem Naumann nun schon über fünf Jahre als Politiker thätig ist und fast in allen Teilen Deutschlands rednerisch seine Gedanken vertreten hat, fehlte bis jetzt eine ausführlichere, eingehendere Darlegung dessen, was er selbst

als die Grundlagen seiner politischen Ueberzeugung betrachtet wissen wollte. Es existierten viele einzelne Artikel, aus den verschiedensten Zeiten und Situationen heraus geschrieben, daneben mehrere Broschüren politischen Inhaltes, aber nirgends eigentlich eine Darstellung, von der man sagen konnte: hier haben wir den ganzen Naumann, hier sehen wir, wie alle einzelnen Gedankenreihen zu einem einheitlichen Gewebe sich zusammenfügen. Auch die „sozialen Briefe an reiche Leute“ oder der „National-soziale Katechismus“ vermochten diesen Mangel nicht zu ersetzen, ebenso wenig die „Asia,“ die prachtvolle Reiseschilderungen, erschütternd ernste religiöse Erwägungen und sporadische Gedanken über auswärtige Politik in einem Bande vereinigt enthielt. Auf frühere Sammlungen aber, wie die beiden Hefte: „Was heißt Christlich-Sozial?“ durfte man schon lange nicht mehr zurückgreifen, wenn man Naumanns gegenwärtige politische Grundsätze kennen lernen wollte; denn das konnte Keinem verborgen bleiben, der seinen Entwicklungsgang von 1890—95 und von 1895 bis jetzt verfolgt hatte, daß in dieser Zeit eine wesentliche Umwandlung seines politischen Denkens sich vollzogen hat.

Heute nun liegt in einer einheitlichen, systematischen Darlegung das Ergebnis dieser Umwandlung vor. „Ein Handbuch für innere Politik“ hat der Verfasser selbst sein neuestes Werk überschrieben, um damit anzudeuten, daß er hier sein volles Programm darbiete, daß er, sozusagen, eine politische Generalbeichte ablege, die es Jedem ermöglichen soll, ihn fortan nach seiner heutigen Stellung und nicht nur nach den Denkmälern seiner früheren Entwicklungsperioden zu beurteilen. Es ist in diesem „Handbuch“ zu einem relativen Abschluß gekommen, was von 1895 an den Charakter des „jüngeren Christlich-Sozialen“ in der des Nationalsozialen geändert hat. Weil aber heute die neuen Erfahrungen und Gedanken, die seit dem Erscheinen der „Hilfe“ in Naumann zu wirken begannen, bis in ihre letzten Konsequenzen hinein fertig geworden sind, darum ist es jetzt möglich, deutlich festzustellen, worin der neue Naumann von dem alten sich unterscheidet und worin Naumann sich die ganze Zeit hindurch treu geblieben ist. In diesem Sinne möchte ich aus dem neuen Buche einige Grundgedanken herausheben, von denen ich glaube, daß sie gerade im Leserkreise dieses Blattes Interesse erwecken können; für alles rein Politische muß ich auf das Buch selbst verweisen.

Wer den Verfasser des kleinen Heftchens „Jesus als Volksmann“ kennt, und wer an diesen und ähnlichen Schriften aus Naumanns erster Periode den Verfasser lieben gelernt hat, der wird zunächst enttäuscht sein, wenn er das neue Buch in die Hand nimmt. Der Naumann der ersten Periode war christlich-sozial im strengsten Sinne des Wortes. Ihm war Christus der Inbegriff auch aller Politik. In seinen Fußtapfen wollte er gehen, aus seinen Worten wollte er die eigne Stellungnahme herleiten, wie jener wollte auch er zu den Mühseligen und Beladenen, zu den Geringsten, Aermsten und Verachtetsten sich halten. In diesem Sinne wollte er „Christentum und Sozialismus verbinden.“ Diesem Gedanken hat er die stürmischsten, feurigsten, packendsten, drängendsten Worte gegeben, deren er fähig war. Man muß den ersten Aufsatz der Sammlung: Was heißt Christlich-Sozial? noch einmal lesen, um die Glut und Inbrunst dieser christlich-sozialen Hoffnungen sich vor Augen zu führen. Noch heute verfehlt die Wucht der Worte ihre Wirkung nicht, noch heute gehören sie zu dem Hinreißendsten, was Naumann geschrieben hat.

Aber schon, wer die „Asia“ im vorigen Jahre aufmerksam gelesen hat, konnte merken, daß diese christliche Motivierung seiner Politik endgiltig zu Ende war. Es waren doch nicht nur die schlechten Wege in Palästina, für deren Besserung Jesus kein Wort gesprochen hat, es war der ganze orientalische Hintergrund des Lebensbildes Jesu, es war die tiefere Erkenntnis der geschichtlichen Wirklichkeit, die den „sozialen Jesus,“ den er früher gepredigt hatte, hatten verschwinden lassen. In dem neuen Buche ist die letzte Konsequenz dieser Anschauung gezogen: an keiner Stelle mehr wird auf Christus als Motiv für politisches Handeln zurückgegriffen; ja, die alten Anschauungen werden direkt widerrufen:

> Jesus Christus war kein Politiker. Oft ist versucht worden aus der unversiegbaren Quelle seiner Worte politische Normen zu finden. Auch Protestanten haben diese Versuche gemacht, und auch ich habe mich in früheren Jahren an ihnen beteiligt. Das Resultat aber ist die Ueberzeugung, daß die Sittengebote des Heilands so allgemein-menschlich, rein sittlich sind, daß sie keine Anweisung geben, wie man in einer bestimmten Zeitlage, etwa im Zeitalter des Industrialismus, soziale, demokratische oder gar aristokratische Politik machen könne. Jesus wird für uns dadurch nicht geringer, daß wir unsre politische Taktik und Technik nicht von ihm ableiten. (Seite 118)

Es war durch den Zusammenhang der Stelle oder des ganzen Buches nicht geboten, daß der Verfasser diese Worte schrieb: sie könnten fehlen, ohne eine merkliche Lücke im Zusammenhang zu lassen. Aber er suchte offenbar eine Gelegenheit, um an irgend einer Stelle zu sagen, daß er die früheren Gedanken jetzt nicht mehr hat; und es ist gut, daß er es getan hat, denn nun weiß Freund und Feind, daß eine Auseinandersetzung mit diesen christlich-sozialen Gedanken den heutigen Naumann nicht mehr trifft.

Mit der Berufung auf Christus aber ist noch ein Zweites gefallen, was früher den Reden und Schriften Naumanns zum guten Teile ihre eigentümliche Macht verlieh: der Appell an das Mitleid wird nicht mehr als politisches, gruppenbildendes Motiv verwendet. Das „Christlich-Soziale“ hatte früher immer Etwas von dem Jesus an sich, der aus Liebe zu den Niedrigsten sich herunterläßt. Daß es die Politik des Menschen sei, in der vor allem Andern die Nächstenliebe sich zeigen müsse, war noch 1896 Naumanns Gedanke. Heute hören wir von Alledem Nichts mehr; vielmehr werden in eindrucksvollster Weise die bekämpft, die aus dem „naturrechtlichen Anspruch aller Menschen auf Glück“ die Notwendigkeit der sozialen und demokratischen Politik ableiten wollen. Es ist garnicht Aufgabe der Politik, das Glück der Menschen zu schaffen. „Es dreht sich nicht um das Glück, sondern um die Pflicht gegen die Schicht, zu der einer gehört und gegen das Volk, in das einer hineingeboren ist“ (Seite 33). Diesen Gedanken hat Naumann schon 1896 einmal anklingen lassen, als er in der Debatte gegen Professor Hilty in Bern noch die Gründung christlich-sozialer Vereine empfahl. Der Gedanke ist aber wohl jetzt erst zu seiner vollen Geltung gekommen: denn wer mit dem Motive des Mitleids arbeitet, der will eben das Glück der Andren schaffen, und er will solche Menschen zur Arbeit für die Aermsten sammeln, die selbst nicht zu diesen Aermsten gehören. Wer aber die Pflicht der einzelnen Klassen betont, der will diese Klassen selbst zur politischen Arbeit heranziehen, der braucht nicht mehr das altruistische Mitleid, sondern vielmehr die egoistische Selbstsucht als das hauptsächlichste, gruppenbildende Motiv.

Für den Einzelnen, der selbst am Wirtschaftsleben uninteressiert ist, mag ja das Mitleid, mag auch das Vorbild Christi noch immer das Motiv zu seinem politischen Handeln sein. Aber diese ethischen Triebfedern können höchstens ganz im Allgemeinen die Richtung der Politik bestimmen, können jedoch nicht im Einzelnen sagen, was man zu thun, und wie man zu kämpfen hat. Von den Motiven des Einzelnen ganz unabhängig hat die praktische Politik ihre eignen Gesetze; es ist nicht ein Kampf sittlicher Ideen, sondern ein Ringen wirtschaftlicher Klassen, das sich in ihr verwirklicht. Welche Klasse im Staat die Führung haben soll, welche ihr Interesse zum Gesamtinteresse des Staates machen soll, das ist die Frage, um die es in der praktischen Politik sich handelt. Wie der Einzelne in diesem Ringen seine Stellung nehmen will, das kann nur fraglich sein für die, die selber keiner eignen Klasse angehören. Wer Bauer oder Arbeiter oder Unternehmer oder sonst Etwas im wirtschaftlichen Leben ist, der hat die Pflicht, aber er hat auch das eigenste, selbstische Interesse, mit dieser Klasse zu gehen. Nur wer als Angehöriger der liberalen Berufe selber im wirtschaftlichen Kampfe nicht drinsteht, der hat die Wahl, welcher Klasse er seine Unterstützung leihen will. Aber auch er wird nur dann Etwas erreichen, wenn er einer bestimmten Klasse sich anschließt und für ihr Interesse kämpft, gegen das Interesse der Andren:

> In der Natur der Politik liegt es, daß sie ein Kampf von

Mächten um Gewinnung von Rechten ist. Wer die Politik wesentlich zu einer Art angewendeter Ethik machen will, der kennt sie nicht genügend. Sie hat keine Möglichkeit, eine über allem Kampf stehende ideale Ethik zu verwirklichen. Das Einzige, was der Einzelne zusagen kann, ist, daß er den Machtkampf ethisch führen wolle und daß er Machtübung seiner Schicht ohne Barbarei und Bosheit erstrebe. In diesem Sinn sprach Professor Max Weber einmal auf einem evangelisch-sozialen Kongresse von „Ethisierung des Klassenkampfes." (S. 39)

Was den früheren „Christlich"-Sozialen bewogen hat, so ganz der Politik den Charakter der „angewandten Ethik" zu nehmen, ist nicht schwer zu erraten. Es sind wohl in erster Linie die Erfahrungen gewesen, die er selbst im politischen Leben gemacht hat. Schon die „Hilfe" hat im ersten Jahre ihres Bestehens in den Parteikampf des Tages, mehr als ihr lieb war, eingreifen müssen. Dann hat die „Zeit" als Tageszeitung den parteipolitischen Charakter der neuen Richtung nach allen Seiten hin scharf ausgeprägt, und die Reichstagswahlen von 1898 haben gelehrt, daß man bei dem Widerstreit verschiedener Interessen um einen herum nicht selber in der abstrakten Höhe der unparteiischen Moral bleiben kann. Will man vorwärts kommen, will man Aenderungen der Gesetzgebung und der Staatsverwaltung durchsetzen, so muß man die Schicht vertreten, in deren Interesse diese Aenderung liegt.

Neben den Erfahrungen des wirklichen Lebens sind es aber wohl auch theoretische Einflüsse gewesen, die im letzten Jahrfünft auf Naumann stärker gewirkt haben als früher, Auffassungen, wie sie unter den Nationalökonomen heute von Max Weber, v. Schulze-Gävernitz und Sombart, unter den Historikern von Lamprecht am schärfsten vertreten werden, und die der alten „materialistischen Geschichtsauffassung" von Marx und Engels ziemlich nahe kommen. Ganz im Sinne dieser oder besser im Sinne der „ökonomischen" Geschichtsauffassung, die aus jener abgeleitet ist, kritisiert Naumann z. B. die Nationalliberalen. Sie waren einmal beinahe daran, Majoritätspartei im Sinne des englischen Parlamentarismus zu sein, aber sie haben diese Macht nicht festhalten können, weil ihnen die Massenschicht fehlte, deren Interesse sie vertraten: die Arbeiter haben sie ganz verloren, und die Bauern haben sie nur noch solange, wie es dem Bunde der Landwirte gefällt, nationalliberale Kandidaten zu unterstützen. Sagt dieser sich von ihnen los, so haben sie ausgespielt; denn die dünnen Schichten des großen Unternehmertums und der berufsmäßigen Vertreter der Bildung genügen nicht, um darauf politische Macht zu gründen. Die Gebildeten sind wohl „Thermometer für die Volkstemperatur, aber nicht Wärmequelle selbst. Die Wärmequelle liegt tiefer, im Wirtschaftsleben des Volkskörpers" (Seite 227). In diesem Bilde prägt sich am schärfsten die Bedeutung aus, die die „ökonomische" Geschichtsauffassung mit Recht für Naumann gewonnen hat.

Mit dieser ganzen Verschiebung der theoretischen Grundlagen der Politik hängt innig zusammen der Grundgedanke, der an die Stelle der ethischen Motive der ersten Periode getreten ist: Politik ist ein Kampf um die Macht! Dieser alte Satz der historisch-politischen Schule durchzieht das ganze Buch und kehrt in den verschiedensten Wendungen wieder. Nichts liegt dem Verfasser anscheinend so am Herzen, als diesen Satz dem Leser einzuprägen, zu der Anerkennung dieses Satzes ihn zu bringen und von diesem Satz aus die Richtlinien für eine positive Politik zu ziehen. Um diesen Satz für die innere Politik zu begründen, hat er die Ablehnung alles „Naturrechts" niedergeschrieben; und der ganze Abschnitt über das Kaisertum hat teilweise nur den Zweck, diesen Satz auch für die auswärtige Politik zu erweisen. Mit bewußter Schärfe wird dieser Satz formuliert; auch vor zunächst sehr rauh und brutal klingenden Worten schreckt der Verfasser dabei nicht zurück:

> Rechte entstehen nur im Lauf der Geschichte, und ihre Grundlage ist Macht. In dem Satz „Macht geht vor Recht" liegt eine große geschichtliche Wahrheit. Was nützt einem armen Mann sein „Menschenrecht," wenn keine Macht vorhanden ist, die ihm zu diesem „Rechte" verhilft? Was nützt es dem ganzen Proletariat, wenn es auf Grund von Menschenrechten Freiheit fordert, die es zu erkämpfen zu schwach ist? (Seite 33)

So werden alle „Sentimentalitäten" der Naturrechtsschwärmer und der Friedensfreunde abgelehnt und verspottet. Ihnen gegenüber gilt:

> Als ob es Bildung oder Moral gewesen wären, die bis jetzt das Blutvergießen vermindert haben! Einst war das ganze deutsche Land voll von Leuten, die sich gegenseitig die Schädel spalteten. Stadt gegen Stadt, Burg gegen Burg! Wodurch hat das aufgehört? Etwa dadurch, daß man den Raubgrafen Schiedsgerichte vorschlug? Rudolf von Habsburg hing sie an die Bäume, wenn sie nicht Ruhe hielten. Das war zwar brutal, aber es hat geholfen. (Seite 200)

Man merkt dem Verfasser an, daß er weiß, hier liegt der wunde Punkt aller bisherigen demokratischen und entschieden liberalen Politik: für die Machtfragen des Völkerlebens hat man keinen Sinn gehabt, und Macht im Innern für sich selbst zu erringen, hat man deshalb ebenfalls nicht verstanden. Hier liegt der Kernpunkt seiner Gedanken, hier ist das Neue, was er den demokratischen Parteien zu sagen hat: aus weichlichen Sentimentalitäten heraus sollen sie hart werden, politische Energie ist ohne Machtinstinkte unmöglich.

Darauf beruht nun auch der letzte Unterschied, den wir zwischen dem Naumann von früher und dem von heute hervorheben wollen. Der Verfasser des Aufsatzes „Was heißt Christlich-Sozial" (1893) nimmt seinen Standpunkt bei den Niedrigsten und Aermsten, wie Jesus es that. Der Politiker, der „Demokratie und Kaisertum" schrieb, weiß, daß diese Aermsten keine Gruppe sind, die Macht haben kann. Der gelernte Arbeiter, der in Gewerkschaften koaliert ist, der durch Genossenschaften direkt wirtschaftliche Macht erringen kann, der hat auch weiter am meisten Vorteil von aller sozialen Politik. Die unterste Schicht aber, „die älteste Garde des Sozialismus, deren glühend sehnende Augen schon 1867 von Bebel Hilfe hofften" — wartet noch heute vergebens.

> Selbst in der Masse der Demokratie giebt es eine oberste Rinde, auf die die Sonne zuerst scheint. Dies alles ist vom Standpunkt der Moral aus bedauerlich, denn die Moral fordert, daß dem Elendesten am ersten und kräftigsten geholfen werde, aber alle moralischen Wünsche, die wir haben, können leider nicht hindern, daß selbst im Gebiet der zum Lebenskampf vereinigten Masse das Wort sich Geltung erzwingt: wer da hat, dem wird gegeben! Jede Demokratie hat Aristokratie in sich. (Seite 83)

Weil aber politischer Erfolg nur da ist, wo ein Ansatz von Macht schon vorhanden ist, darum nimmt der Verfasser seine Stellung eben bei der oberen Schicht der modernen Industriearbeiter. Der gelernte Arbeiter stellt die Kerntruppe der „neudeutschen Demokratie," d. h. der Massenpartei, deren Aufgabe es ist, Majoritätspartei im Parlament zu werden. Dem gelernten Arbeiter werden sich angliedern: die Massen der niederen, ungelernten Tagelöhner, weiter die Handwerker und Bauern, deren wirtschaftliche Lage sie auf die industrielle Masse als Absatzmarkt hinweist, die Kaufleute und die berufsmäßigen Vertreter der Bildung, die die Notwendigkeit des steigenden Industrialismus für unser Volk erkennen. Auch die „industrielle Aristokratie," d. h. das Unternehmertum, wird dieser industriellen Massenpartei mit Konzessionen entgegenkommen müssen; denn sie selbst kann aus sich heraus keine Massen stellen, die ihre politische Herrschaft verbürgen, und den agrarischen Schichten des Volkes kann sie sich auf die Dauer nicht anvertrauen, weil der handelspolitische Gegensatz zwischen beiden immer schärfer sich geltend machen wird. So sind die gelernten Arbeiter die Kerntruppe der industriellen Majoritätspartei der Zukunft; für sie vor allem ist dieses „Handbuch für innere Politik" bestimmt.

Was ihnen im Einzelnen näher gesagt wird, wie Naumann ihnen den Kompromiß mit der industriellen Aristokratie und dem Kaisertum nahe zu bringen sucht, wie er daneben aber auch diesen beiden die Unentbehrlichkeit der industriellen Massenpartei der Arbeiter zu zeigen sich bemüht, und wie über dem Ganzen der Gedanke sich aufbaut, daß nur die Partei Aussicht hat, Majoritätspartei zu werden, die die Wehrhaftigkeit des Vaterlandes schützt, das und vieles Andere, was das Buch enthält, kann hier nicht näher behandelt werden. Dafür muß hier noch einmal auf das Buch selbst hingewiesen werden, denn

das führt in einzelne politische Erörterungen hinein, die in den Charakter dieses Blattes nicht hineingehören. Hier interessierte zunächst die persönliche Frage, wie Naumann sich entwickelt habe, und wie er jetzt zu seinen früheren Gedanken stehe. Dazu aber ist zusammenfassend noch Zweierlei zu bemerken.

Erstens: In der *praktischen* Stellungnahme zu den politischen Problemen hat Naumann sich gegen früher *nicht* geändert. Noch heute wendet er die Worte „Sozialist“ (Seite 3) und „Demokrat“ (Seite 42 und 214) auch auf sich selber an. Noch heute geht sein ganzes politisches Denken auf die Emporhebung der arbeitenden Klasse. Arbeiterpolitiker und damit Industriepolitiker ist er heute so stark, wie er es kaum jemals früher gewesen ist. Der Gegensatz gegen die Konservativen, der ihn von Anfang an von Stöcker unterschied, hat sich zu einer grundsätzlichen Opposition gegen das agrarische Wirtschaftsideal verdichtet. Von Stöckers „konservativem Sozialismus“ fühlt er sich trotz persönlicher Anerkennung grundsätzlich geschieden. In Alledem ist er genau derselbe geblieben, der er immer war; die Stimmung, die der alte Artikel: „Der Christ im Zeitalter der Maschine“ atmet, beherrscht ihn noch heute.*) In diesen Punkten, d. h. in dem, *was für das praktische Handeln das Wichtigste ist*, ist eingetroffen, was er selber im April 1896 von sich schrieb: „Der Verfasser will sich gar nicht ändern in den Grundlagen seines Lebens und Denkens, und wenn er es wollte, so könnte er es nicht mehr. Jeder Mensch hat nur eine Jugend, in der er sein geistiges Knochengerüst erhält. Von da ab giebt es Stoffwechsel, Wachstum, Verminderung, aber keine totale Neubildung.“

Der „Stoffwechsel“ zeigt sich — und das ist das *Zweite*, was betont werden muß — in der Verschiebung der philosophischen oder besser der methodologischen Grundlagen, die Naumanns politische Haltung erfahren hat. Darüber ist oben eingehender gesprochen worden. Ihr Wesen besteht darin, daß ethische und religiöse Momente bei Naumann weder in der politischen Agitation noch in den Zielen des politischen Handelns fürderhin eine ausschlaggebende Stelle haben. Die Politik ist ihm ganz selbstständig geworden, ein Lebensgebiet, das unabhängig von Moral und Religion den Kampf um die Macht nach innen und außen zum Inhalt hat. Die Religion behält ihre Rolle als „Seelentrost und Erziehungsmacht“ (Seite 118), die Moral kann höchstens die *Form* des politischen Kampfes beeinflussen, aber in ihrem Wesen davon unberührt bleibt die Politik „der Kampf der verschiedenen wirtschaftlichen Schichten, die die Nation füllen.“ In diesem Nebeneinander selbständiger Lebensgebiete, von denen jedes seine eigenen Gesetze hat, die man achten soll, in dieser „doppelten Buchführung,“ wenn man so will, löst sich die frühere „Verbindung von Christentum und Sozialismus“ endgiltig auf.

Es mag darin für Viele, die christlich und theologisch zu denken gewohnt sind, eine sehr betrübende Erkenntnis liegen. Wir hatten geglaubt, das Christentum könne alle Lebensverhältnisse durchdringen, es müsse vor allem auch die Selbstsucht der Menschen überwinden. Und in der Wirklichkeit des Lebens lernen wir wieder an einem neuen Punkte, daß, ohne die Selbstsucht der Menschen zu Hilfe zu nehmen, nichts Bleibendes, Organisatorisches geschaffen werden kann. Die werbende Kraft der Idee der Nächstenliebe für sich allein ist zu gering, um eine Aenderung des thatsächlichen Rechtsbestandes herbeizuführen. Welche Bedeutung soll aber dann überhaupt noch die Predigt dieser Idee für den Politiker haben? Das ist eine Frage, die Jedem sich aufdrängt, der Naumanns neustes Buch im Zusammenhang mit seinen früheren Schriften liest. Auch dieser stürmische Apostel einer Politik mit religiös-sittlich-idealer Hingabe hat vor dem harten Realismus der Thatsachen die Waffen gestreckt. Daß er es gethan hat, war nötig und richtig; *denn noch nie ist Politik anders als nach jenen realistischen Grundsätzen gemacht worden.**) Wer einmal Politiker sein will, wird gut thun, diese Erfahrungsthatsache nicht zu übersehen. Aber indem wir realistische Klassen- und Machtpolitik treiben, bleibt für das eigne sittlich-religiöse Gefühl die Lücke, die ein ungelöstes Problem hinterläßt. Wir Politiker können das Problem nicht lösen: für uns stehen aber auch ohne das die Gesetze des politischen Handelns aus der geschichtlichen Erfahrung fest. Der Ethiker jedoch soll hier eine Lösung suchen, die ebensosehr den Thatsachen der Erfahrung entspricht, wie sie das Gemütsbedürfnis des sittlichen Menschen befriedigt. Dazu gehört als Vorarbeit eine *realistische* Durchprüfung der Geschichte, die den Anteil der sittlichen Ideen an der wirklichen Entwickelung vorurteilslos und nüchtern zu beschreiben unternimmt. Vielleicht zeigt sich dann, daß auch die „sittlichen Ideen“ ursprünglich nichts anderes sind, als Reaktionen des Willens der Unterdrückten gegen die Zustände, unter denen sie leiden, also auch ihrerseits nur Waffen der einzelnen Parteien im wirtschaftlichen Kampf. Vielleicht findet man auf diesem Wege eine Lösung, die uns positiv zeigt, wie auch der Appell an das altruistische Gefühl der Menschen einen Wert für die politische Arbeit hat. Aber nicht diese *Lösung* des Problems ist es, worauf es uns jetzt ankommt; es sollte hier nur gesagt sein, daß Naumanns Buch dem Theologen solche Probleme stellt. *Maurenbrecher*

Nachwort des Herausgebers. In der That kann mit dieser Entwicklung Naumanns für uns, die wir in erster Linie Christen sein und die Ansprüche des Christentums vor der Oeffentlichkeit an unserm Teil vertreten wollen, die Sache nicht erledigt sein. Der Herr Verfasser hat in vorstehendem Artikel klar und unwidersprechlich die Erscheinung beschrieben, die wir vor uns haben. Es sei von unserm Standpunkte vor allem dem Schmerz über den Verlust offen Ausdruck gegeben, den unsre evangelische Kirche jedenfalls zunächst durch diese Entwicklung Naumanns erlitten hat. Ich meine weniger den Verlust seiner Persönlichkeit und seiner Gaben: auch wenn man die noch so hoch einschätzt, dergleichen Verluste bringt nun einmal die wechselnde Geschichte. Nein, daß wir eine Zeit lang Ideen hatten, die uns durch die Adern strömten, daß wir Ideale hatten, für die wir hoffen und arbeiten durften, daß wir das Gefühl hatten zu neuen großen Zielen geführt zu werden, zu deren Erreichung man auch uns mit unserm Christentum, zu deren Erreichung man unsern Herrn Christus und sein ganzes geistiges Erbe sonderlich brauchen könnte. Es war eine Zeit, da streckte sich zum mindesten in der jüngern Theologenwelt — und in wie vielen „Laien“ auch! — alles Begeisterungsfähige und Schaffensfreudige diesem Führer zu.

Und nun? Der Rückschlag ist nicht gering. Eine ganze Generation unser Theologen leidet darunter. Selbst angenommen, was wir in hohem Maße zugeben, Naumanns Entwicklung war geradlinig — sollen wir uns Alle auch in dieser Linie weiterentwickeln? Können wir Naumann in seinen heutigen Gedanken und Forderungen auch nur soweit folgen, wie ihm der obige Artikel gefolgt ist?

Die ethischen Probleme mögen ja meinetwegen noch schwerer auf uns lasten, als sie ohnedies schon thun. Aber müssen wir gegen diese entschlossene Wendung Naumanns zur einseitig wirtschaftlichen Geschichtsauffassung nicht schlechtweg protestieren? Müssen wir nicht ohne viel Fragen und Zaudern frei heraussagen, daß es eine zu enge Anschauung von „Politik“ ist, die ihre völlige „Unabhängigkeit“ von Moral und Religion proklamiert und von einem „Kampf sittlicher Ideen“ in ihrem Lebensgebiet rein Nichts mehr wissen will? Naumann ist fasziniert durch die äußere Politik. Ich meine auch, schon bei der Behandlung des Zentrums in seinem Buche hätte Naumann zugeben müssen, daß doch noch andre Faktoren in der Politik mitspielen als wirtschaftliche Klassen und Mächte. Es ist sehr erfreulich, daß auch Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern Naumann in dieser Richtung widerspricht: „In Wahrheit ist es ein sehr reichhaltiger und vielgestaltiger Komplex von Ideen, Kräften und Interessen verschiedenster Art, die die Politik bestimmen“ (Maiheft S. 379). Es ist in Naumanns Buch Etwas von dem Radikalismus dessen, der mit Schmerzen hat umlernen müssen. Der Pfarrer konnte wohl nicht Politiker werden, ohne diesen Prozeß durchzumachen. Aber es steht zu erwarten,

*) Es soll doch nicht vergessen werden, daß dieser berühmte Artikel zuerst in der Christlichen Welt erschien: 1893, 10. D H

*) Dieser Satz läßt sich angesichts der geschichtlichen Thatsachen m. E. nicht halten. D H

daß Naumann zur Thesis und Antithesis auch die Synthesis finden wird, und daß die Religion ihm dann noch Etwas mehr ist als „Seelentrost und Erziehungsmacht.“

Das soll keine persönliche Ablehnung des Buches sein. Im Gegenteil, ich halte das Buch für sehr beachtenswert und lehrreich. Unsre Leser werden sich seine Lektüre nicht entgehen lassen. Nur, ich möchte sagen, bewußt einseitig ist das Buch. Und unter dieser Einseitigkeit leiden die Interessen, die wir zu vertreten berufen und verpflichtet sind. Es bleibt trotz Allem die große Aufgabe bestehen, die auch gerade Naumann uns hinterlassen hat, diesen Interessen zu größerer Wucht zu helfen auch im öffentlichen Leben. Politik im weiteren, größeren Sinn kann dieses Stück Mitarbeit gar nicht entbehren. R

Erfurter Tage

Von der fünften Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz 18.—20. April*)

4

Der Schwerpunkt des ersten Tages lag in den Verhandlungen über die bisherige Konfirmationspraxis. Daß hier Etwas nicht in Ordnung ist, merkt wohl Jeder, der einmal darüber ernsthaft nachdenkt, wenn er auch nicht gerade bis zu dem Satze kommt: „Die Konfirmation ist die organisierte Verwüstung der Kirche.“ Aber nur selten nimmt man sich die Zeit, einmal die Uebelstände der bisherigen Praxis zusammen zu schauen. Es ist hier nicht möglich, über den Stöckerschen Vortrag eingehend zu berichten.*) Die Ueberzeugung ist aber wohl in jedem der Anwesenden durch seine Ausführungen von neuem gestärkt, daß hier Etwas geschehen muß. Wichern hat schon vor 31 Jahren ungefähr dieselben Bedenken und Gedanken ausgesprochen, die Stöcker nachdrücklich der Versammlung aufs Gewissen legte. Die Agentur des Rauhen Hauses hatte darum für die Erfurter Konferenz eine beträchtliche Anzahl von Exemplaren eines Abdrucks der einschlägigen Stelle aus Wicherns Stuttgarter Rede von 1869 zur Verfügung gestellt. Es ist beschämend, angesichts dieses Heftchens feststellen zu müssen, daß unterdessen Nichts zur Beseitigung der innerlich unhaltbaren Konfirmationspraxis geschehen ist — geredet und geschrieben wurde genug.

Ist denn die Weglassung des Gelübdes bei der Konfirmation und die Trennung des ersten Abendmahlsganges von der Konfirmation und seine Erhebung zu einem freiwilligen Akt etwas so Unmögliches? Wollte Gott, es ließen sich alle Desideria so leicht durchführen, wie dies! Ein paar Striche in den Formularen und eine einzige Verfügung der Kirchenbehörden! Es wurde mit Recht darauf hingewiesen, wie umfassend das Konfirmationsgelübde neben jedem andern Gelübde dasteht. Amtsgelübde, Fahneneid, Ehegelübde haben es alle mit bestimmten konkreten Verhältnissen zu thun. Das Konfirmationsgelübde allein erstreckt sich auf das ganze Leben in allen seinen Verzweigungen. Wer kann mit vierzehn Jahren geloben, „treu zu verharren bis ans Ende“? Der Pfarrer nimmt bei der Konfirmation ein Gelübde ab, von dem er weiß, daß es bei fast Allen ganz bestimmt gebrochen wird, und die Kinder stehen dabei unter einem moralischen oder konventionellen Zwang. Finde sich damit ab, wer kann! Freilich, selbst im Kreise ernster Christen kann einem zur Beruhigung das Wort an den Kopf geworfen werden: So schwer darfst du das Gelübde nicht nehmen! — Mit Verlaub: Warum nicht? Ist nicht gerade dieser Beschwichtigungsversuch ein eklatanter Beweis, daß wir selber alle durch diese Konfirmationspraxis Schaden an unserm Wahrhaftigkeitsgefühl genommen haben? Im Anschluß an Wichern will Stöcker die Konfirmation zu einem fürbittenden Akt der Einsegnung (nach vorhergehender öffentlicher Prüfung) umgestaltet wissen. Warum soll das nicht gehen?

Hier ist eine Gelegenheit für die Kirchenbehörden, unzählige jugendliche und ältere Gewissen zu erleichtern. Aber auch eine Gelegenheit für unsre kleinen deutschen Landeskirchen, ihre Daseinsberechtigung zu stärken. Es dauert lange, ehe ein großer Synodalkörper pustend und schnaubend sich in solcher Sache in Bewegung setzt. Eine kleine, leicht bewegliche Landeskirche könnte hier die Führung übernehmen und darf gewiß sein, Segen zu stiften. Sie kann den Nachweis führen, daß die Sache geht, wenn Ernst und Wille da sind. Es wäre wirklich Etwas, wenn das neue Jahrhundert uns durch Revision der Konfirmationspraxis ein Stück vorwärts brächte. — Vielleicht läßt sich die Agentur des Rauhen Hauses bereit finden, die Wichernsche Rede als Agitationsstoff in recht großer Anzahl auch dem Evangelisch-sozialen Kongresse in Karlsruhe zur Verfügung zu stellen. Das Baumgarten-Troeltschsche Referat ist wie geschaffen, um in dieser Sache ein gemeinsames Vorgehen von Konferenz und Kongreß zu ermöglichen. Da ist die δεξιὰ κοινωνίας (Gal. 2, 9).

5

Am Abend des ersten Tages wurde eine Evangelisationsversammlung im alten Ratskeller abgehalten. Evangelisation soll rechtverstanden „Halieutik,“ Menschenfischerei, sein. Aber die Versammlung machte den Eindruck einer gut christlichen Gemeinde; sie bestand zum großen Teil aus Konferenzteilnehmern. Wäre ich z. B. ein entkirchlichter Arbeiter, so wäre ich wahrscheinlich schon im Vorraum angesichts der dort aufgestellten Lachs- und Kaviarbrötchen wieder umgekehrt. Das trifft natürlich allein den Wirt und eine solche Aeußerlichkeit kann den Inhalt des Abends in keiner Weise berühren. Da die drei Reden von Dammann, Ufer und Stockmayer für die Erbauung bestimmt waren, so mag die Kritik hier schweigen. Einen Fabrikbesitzer (Ufer) in einer solchen Versammlung über den lebendigen Christus reden zu hören, war sicherlich ein höchst seltenes und erfreuliches Erlebnis. Es lag ein feierlicher Ernst über der großen Versammlung und man konnte sich in dem Kreise meist recht wohl fühlen und allerlei Unterschiede vergessen.

Aber wenn man am Abend den bisherigen Verlauf des Kongresses überdachte, konnte man sich alles Ernstes fragen, ob denn eigentlich das Soziale auf dieser kirchlich-sozialen Konferenz bisher nur einigermaßen zu dem ihm prinzipiell eingeräumten Rechte gekommen sei. Wenn irgend Etwas, so wäre Stockmayers Vortrag über Gesamtschuld und Einzelschuld, Gesamtwirken und Einzelwirken, ein Anlaß gewesen, die soziale Schuld und Aufgabe kräftig hervorzuheben. Aber er ging wie eine gehaltvolle Wolke über die Versammlung hinweg, ohne sich in sozial-belebenden Regen aufzulösen. Auch in der Diskussion war Stöcker der Einzige, der die soziale Taste einmal kräftig anschlug, vor dem bequemen Schelten auf die alleinige Schuld der Sozialdemokraten warnte und zur ernstlichen Selbstprüfung und Besinnung auf die sozialen Pflichten mahnte. Auch in den Verhandlungen über die Konfirmationspraxis fand das Soziale — hier allerdings erklärlicher Weise, obwohl es ja auch in dieser Frage eine wichtige Rolle spielt — so gut wie keine Berücksichtigung. Oder war es Absicht, am ersten Tage die kirchliche Seite der Konferenz zu betonen, und erst am zweiten die soziale? Aber sollte nicht eigentlich Beides sich durchdringen?

6

Ueber soziale Gedanken im Bürgerlichen Gesetzbuch sollte Professor Stammler in Halle am Freitag reden. Er sprach es offen aus, daß ihm die Fassung des Themas nicht ganz zusage. Woraus man entnehmen konnte, daß ihm dieser Titel erst von außen her nahegelegt, nicht von innen herausgewachsen war. Der Vortrag selbst war eine wirkliche Bereicherung; es war daher zu bedauern, daß die Zuhörerschaft nur klein war. Aber die Dankbarkeit, die nachher Ausdruck suchte, war sicherlich empfunden. Stammler kam es darauf an, die Grundstimmung klarzulegen, in der das Bürgerliche Gesetzbuch gedacht ist, die Absicht, eine gesunde Arbeitsgemeinschaft herzustellen. Es ist darin gründlich mit dem Grundsatz gebrochen: Vigilantibus jura sunt scripta,*)

*) Vgl. den Bericht der Chronik.

*) Die Gesetze sind für die Gewandten, Findigen geschrieben.

vielmehr will es den Bedrängten schützen, den Einfältigen, den, dem es an Menschen- und Lebenskenntnis mangelt, vor sich selber schützen. Was aber die Hauptsache ist: es läßt Treue und Glauben einen weiten, bisher unerhörten Spielraum. Es weist den Richter nicht mehr darauf an, aus dem Buchstaben einen lediglich formalen Rechtsstandpunkt herauszudrücken, sondern das den Verhältnissen am besten Entsprechende, Gerechte, Gute herauszufühlen. Darin liegt ein großes Vertrauen zu der Persönlichkeit des Richters. Ein solches Vertrauen hat immer sein Bedenkliches. Aber man soll dabei das ideale erziehliche Moment nicht vergessen. Bleibt der latente leitende Gesichtspunkt für den Richter die Findigkeit gegenüber dem Buchstaben, so können die idealen Momente selbstverständlich wenig zur Geltung kommen. Schenkt man dagegen seiner Person das ideale Vertrauen, daß die Liebe zur Gerechtigkeit, d. h. doch auch das verständnisvolle sich Hineinversetzenwollen in die jeweiligen Verhältnisse in ihm eine Macht ist, so kann er durch das Vertrauen selber emporgezogen werden. Denn wenn es wahr ist, daß man einen Menschen erst schlecht macht, wenn man ihm nur Schlechtes zutraut, so muß die Umkehrung auch ihr starkes Wahrheitsmoment haben: man kann einen Menschen, einen ganzen Stand, höher heben, wenn man ihm Gutes zutraut. Dazu gehört Glaube an die Macht des Guten, und das ist ein echt christlicher Gedanke. Daß er in dem neuen Gesetzbuch Ausdruck gefunden hat, ist ein stiller Einfluß des Christentums. Es ist ein großer, hoher Gedanke, der da herausschaut, der freilich in vielen Einzelfällen unhaltbar erscheinen wird. Aber der sittlichen Persönlichkeit ist hier prinzipiell ein großer Einfluß eingeräumt und damit der personbildenden Macht des christlichen Geistes zum mindesten Raum geschaffen. Bethätigen muß er sich mit eigner Kraft.

Wer dem neuen Gesetzbuche verständnislos, wenn nicht gar mißtrauisch gegenüberstand, der mußte Stammler für seine Anweisung zu einem wirklichen Verständnis aufrichtig dankbar sein. Von dem Einblick in die leitende Absicht des Gesetzes müssen nun die großen und kleinen Schwierigkeiten, die es selbstverständlich im Gefolge haben wird, ihr rechtes Größenverhältnis bekommen. Wir haben im letzten Menschenalter den Einfluß der Ethik auf die Nationalökonomie feststellen dürfen; hier hat auch die Rechtswissenschaft der Ethik wichtige Zugeständnisse gemacht. Wir haben Grund dankbar zu sein.

7

Das eigentlich sozialreformerische Interesse der Konferenz kam erst nach Schluß der Hauptversammlung am Nachmittag des zweiten Tages in der öffentlichen Sitzung der siebenten Kommission über christliche Arbeit unter den Heimarbeiterinnen zum Vorschein. Generalsekretär Böhme sprach mit großer Sachkenntnis und Wärme. Interessant war es, an den umsitzenden Damen die Wirkung der Beredtsamkeit der Zahlen zu beobachten. Die Ausführungen des Redners, die vielfach auf den zu schnell vergessenen Berliner Konfektionsarbeiterstreik zurückkamen, konnten nicht ohne Eindruck bleiben. Es war nicht recht verständlich, warum das Eisen nicht geschmiedet wurde, so lange es heiß war. Es hätte unter dem Eindrucke des Vortrages sofort eine, wenn auch noch so kleine Frauengruppe an Ort und Stelle gegründet werden können, die sich der Sache der Heimarbeiterinnen in Erfurt annehmen könnte. Auch der soziale Appetit kommt mit dem Essen, über der Arbeit. Nun aber wird wohl das Gleichnis vom viererlei Acker mit festgetretenem Weg, Felsen, Dornen und ein wenig gutem Boden auch hier wieder ungestörte Geltung behaupten. Es wäre aufrichtig zu bedauern, wenn die trefflichen Worte Böhmes in Erfurt keinen Widerhall finden sollten.

Das Spannendste kam zum Schluß des zweiten Tages, in der Verhandlung über Bildung von Aerztinnen in eignen Anstalten oder auf der Universität. Fräulein Dr. Tiburtius aus Berlin, die Referentin, machte einen sehr sympathischen Eindruck. Nicht nur äußerlich — sie ist eine Dame mit grauem Haar, die seit vierundzwanzig Jahren in der ärztlichen Praxis steht, also kein jugendlich-schwärmerischer Brausekopf. Aber auch ihre Ausführungen waren durchaus maßvoll und bescheiden, und ihre Weiblichkeit hatte offenbar in einem Menschenalter ärztlichen Studiums nicht den geringsten Schaden gelitten. Um so unangenehmer wirkte der Ton, den zuletzt der Korreferent, Dr. Zacke aus Berlin anschlug. Der Kampf wurde besonders dadurch so spannend, daß Zacke, wie sein Erfurter Kollege Dr. Breyer, mancherlei sehr Beachtenswertes gegen das ärztliche Studium der Frau vorzubringen wußte. Aber die anmaßende Ueberhebung über die Fähigkeiten der Frau wirkte überaus peinlich, zumal Dr. Zacke sich nicht scheute, die Thesen der Fräulein Tiburtius schlechthin logischen Unsinn zu nennen. Er vergaß offenbar ganz, daß im akademischen Brauch es der Vorzug einer These ist, wenn sie „diskutabel“ ist. Schließlich kam das eigentliche Agens des Widerstandes gegen das selbständige ärztliche Studium der Frau unverhüllt zu Tage: die Furcht vor der Konkurrenz. Zacke sprach das offen aus. Es war ein empfindlicher Schlag für die beiden Aerzte, als Fräulein Tiburtius in ihrer Erwiderung sagen mußte, sie selbst habe das Wort Konkurrenz nicht gebraucht aus Achtung vor den Aerzten! Wie grundlos ist diese Furcht vor Konkurrenz, wenn man bedenkt, daß ungefähr zwölf Jahre mit einem Aufwand von etwa 30 000 Mark dazu gehören, um ein Mädchen mit den nötigen Fähigkeiten bis zur Konkurrenzfähigkeit mit dem männlichen Arzte zu bringen! Es werden immer nur besonders begabte, auch mit Geld begabte Frauen sein, die überhaupt in Frage kommen. Man mag über die Frauenbewegung und die Fähigkeiten der Frau denken, wie man will, aber das sollte ein Arzt auch wissen, daß gewisse Fähigkeiten sich erst nach Generationen entwickeln, und daß man jetzt, wo die Bildungsmittel eben erst langsam sich der Frauenwelt erschließen, noch kein endgiltiges Urteil haben kann.

Sachlich mag Mancher den Eindruck gehabt haben, daß die Frau geschlagen sei — es ging um Haaresschärfe —, moralisch hat sie unzweifelhaft an jenem Nachmittag sich durch Ruhe und vornehme Sachlichkeit als die Ueberlegene gezeigt.

8

Alles in Allem waren es schöne und anregende Tage, die uns diese Konferenz geboten hat. Es wäre undankbar, wollte man das nicht gern aussprechen. Wir haben freilich in diesen Zeilen den Standpunkt des kritischen Beobachters eingenommen, einnehmen müssen. Um so mehr ist es Pflicht, grade weil auch hie und da ein schärferes Wort gefallen ist, zum Schluß der Freude Ausdruck zu geben, daß wir in unsrer evangelischen Kirche Kreise haben, in denen so viel freudiger Ernst, guter Wille, warmes Interesse für die Nöte des Volkslebens zu finden ist und — wo so fleißig in diesem Sinne gearbeitet wird! Die Mitgliedschaft ist uns freilich versagt, so lange die Konferenz nicht deutlich sagt, was es heißt: „im Bekenntnis der Kirche stehen“ — der Ausdruck ist notorisch unklar — und was der „volle Bibelglaube“ ist, den sie vertreten will. Im Bekenntnis der Kirche hoffen wir mit Gottes Hilfe auch zu stehen. Wir wissen, was wir an unsrer Bibel haben. Wenn aber der „volle Bibelglaube“ überhaupt einen Sinn hat, so kann damit nur die alte Inspirationslehre gemeint sein, und die können wir freilich ehrlicher Weise uns nicht mehr aneignen. Aber man will offenbar durch solche Ausdrücke die „Modernen“ fern halten, und das ist schließlich das gute „Recht“ der Konferenz. Zu bedauern ist es zwar, aber das soll uns nicht hindern, grade im Hinblick auf die Arbeit der Konferenz das Wort des Paulus zu betonen, das uns immer den rechten Standpunkt gegenüber andern christlichen Richtungen und Gruppen giebt — das Wort Phil. 1,18: „Daß nur Christus verkündigt werde allerlei Weise . . . so freue ich mich darinnen und will mich auch freuen.“

Paul Jaeger

Verschiedenes

Lutherfunde. Offenbar ist noch sehr Viel zu finden. Und an recht zugänglichen Orten. Professor Johannes Ficker in

Straßburg hat zumeist in Rom in der vatikanischen Bibliothek, aber auch auf deutschen Bibliotheken in kurzer Frist Folgendes gefunden:

1. Zwei Kommentare Luthers zum Römerbrief aus den Jahren 1515 und 1516. Nämlich ein Glossenkommentar (Worterklärungen) und ein längerer sachlicher Kommentar. Rund 300 Blätter, 600 Folioseiten.

2. Zwei Handschriften, eben die Vorlesung enthaltend, die Luther auf Grund dieser beiden Kommentare von Ostern 1515 bis Weihnachten 1516 gehalten hat. Es ist dies das einzige Mal, daß Luther über den Römerbrief las.

3. Zwei Exemplare des lateinischen Römerbrieftextes, den Luther 1516 für seine Studenten zum Gebrauch bei dieser Vorlesung hat drucken lassen, zum Eintragen von Rand- und Interlinearglossen.

4. Zwei Kommentare Luthers zum Hebräerbrief, über den Luther 1517 gelesen hat. Worterklärung und sachliche Erläuterung, wie beim Römerbrief.

Außerdem wurde noch von Johann Lang ein Kommentar zum Römerbrief aufgefunden, älter als Luthers Vorlesung, und zwei Kommentare zum Titusbrief, über den Lang 1516 gelesen hat. Auch dieser Fund ist wichtig für die Erkenntnis der Wittenberger Anfänge.

Aber weit bedeutsamer sind die eigentlichen Lutherfunde. Das dunkelste und für die Beurteilung seiner Entwicklung wichtigste Stück seines Lebens erhält auf einmal ein helles Licht. Eine Anzahl persönlicher Notizen, Bemerkungen über Zeitereignisse und dergleichen begleiten die theologisch und dogmengeschichtlich überaus wertvollen Texterklärungen. Wir werden dem Ereignis von 1517 nunmehr viel verständnisvoller gegenüberstehn.

Die erste nähere Mitteilung über diese Funde werden die Theologischen Studien und Kritiken bringen, die Sachen selber die Weimarer Ausgabe in einem Nachtragsbande. Man muß sich wundern, daß die Veranstalter dieser Ausgabe es unterlassen konnten, die alte berühmte pfälzer Bibliothek in Rom zu durchsuchen. Oder unterließ man vielleicht nur, nach Exegeticis zu forschen? Als ob nicht eben das veränderte Verständnis der heiligen Schrift der Hauptschlüssel wäre zu der großen Wandlung in Wittenberg!

Ueber das allgemein Interessante werden wir unsern Lesern auf Grund der zu erwartenden gelehrten Veröffentlichung so bald als möglich berichten. R

Frage

Für die Hungersnot im Britischen Ostindien hat die Börsenwelt Berlins 500000 Mark gesammelt. Die Not mag groß sein im Indischen Kolonialgebiet Englands, aber was geschieht für die Striche Ostindiens, in denen deutsche Männer evangelisches Christentum und deutsche Gesittung verbreiten, für die Kolhs-Mission, die schon seit vielen Monaten um Gaben für ihre hungernden Stationen bittet? Für die Hungersnot im Britischen Ostindien hat die Börsenwelt Berlins 500000 Mark gesammelt, aber was geschieht für die deutschen Missionsgesellschaften, deren blühende Missionsarbeit in Natal, der Kapkolonie und im Oranjefreistaat durch das reiche England nun schon seit vielen Monaten in dem Vernichtungskrieg wider die Boeren zermalmt wird? Und bald werden wir auch zu hören bekommen, wie im Norden Transvaals ein ähnliches Schicksal die dortige deutsche Missionsthätigkeit betroffen hat durch die Niedertracht der feilen Portugiesen. Für die Hungersnot im Britischen Ostindien hat die Börsenwelt Berlins 500000 Mark gesammelt. Mit dem Zehntel dieser Summe würde der Hungersnot der deutschen Gemeinden in der Dobrudscha zu helfen sein. Dem Notstand in Britisch-Ostindien wird durch Staatshilfe Einhalt gethan werden müssen, und England, das in seinem Staatshaushalt den nun schon sieben Monate dauernden Krieg in Südafrika kaum bemerkt, ist reich genug, auch hierfür aufzukommen, aber in all den oben genannten Gegenden, wo es sich um schwere Bedrängnis deutscher evangelischer Glaubensgenossen und deutscher Kultur handelt, kann nur Privatwohltätigkeit helfen. Ob wohl die Börsenwelt Berlins auch für die Bedrängnis der Deutschen im Ausland noch eine offene Hand haben wird?

Durlach

Zu unsrer Einladung nach Durlach (vgl. den Anzeigenteil) sei ausdrücklich daran erinnert, daß wir Freunde der Christlichen Welt keine Partei sind, daß also Jeder willkommen ist, der sich mit der Christlichen Welt und ihren Mitarbeitern durch ein Band geistiger Gemeinschaft verbunden weiß. Es wird Niemand persönlich eingeladen oder begrüßt, keine Behörde, keine Ortsgeistlichkeit, keine Respektsperson sonst. Es sind auch alle provinziellen Gruppen oder Verbände von Freunden ignoriert. Einberufen hat einzig der Herausgeber dieses Blattes auf vielfache Anregung hin; es giebt keinerlei Komitee, das hinter ihm stände. Wir kommen also auf der denkbar freisten Basis zusammen, und eben das wird unsern Freunden und Freundinnen recht sein. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Durlach. Mittwoch, 6. Juni, 10 Uhr, im Amalienbad: Theologie und Kirche (Deißmann-Heidelberg). Predigtamt und theologische Wissenschaft (Herzog-Tuttlingen).

Goslar. Die Maiversammlung fällt aus. Nächste Versammlung, Mittwoch, den 13. Juni 5 Uhr Nachmittags im Achtermann: Das Jesaia-Buch in traditioneller und geschichtlicher Auffassung.

Populär-theologische Vorlesungen

über modernes Schriftverständnis von Privatdocent Lic. theol. Otto in Göttingen, zu halten am 9. 12. 19. 23. und 26. Mai in Hannover, Abends 8 Uhr in der Aula des Gymnasiums am Georgsplatz. Eintrittsgeld 3 Mk. für alle 5 Vorträge, 75 Pfg. für den einzelnen.

Das Komitee
i. A. Körling.

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig

Nr. 18. Deutsche Evangelische Landeskirchen: 5. Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz 1; Der anhaltische Landtag — Vermischte Nachrichten (Zerrissenheit des lutherischen Freikirchentums; die „Welt"; die „Wahrheit") — Anzeigen

Nr. 19. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Freie kirchlich-soziale Konferenz in Erfurt 2 — Evangelische im Auslande: Schwierigkeiten in der presbyterianischen Kirche in Amerika — Römische Kirche: Römisches aus Bayern — Vermischte Nachrichten (Rundschreiben des Zentralvorstandes des Gustav Adolf-Vereins; Petition zur lex Heinze; Strindberg; Laienstimmen zum Fall Weingart, Populärtheologische Vorträge in Hannover) — Personalien

Jubilate 1900
Martha Schirmer,
Hermann Schultz,
Pfarrer
Verlobte
Wongrowitz Wiffek

Heute Nacht schenkte uns Gott zu unsern drei Mäderln ein prächtiges viertes.
Pfarrer Paul Wachsmuth
und Frau Mina geb. Hamburger
Wehrstedt (Salzdetfurth) 11. 5. 1900

Ein **humanitärer Verein** sucht gegen festes Gehalt zum 1. Oktober einen

Geschäftsführer

Nur sehr gut empfohlene Personen, die in der Führung eines Bureaus tüchtig sind, denen die Not der Menschen ans Herz geht und die im Verkehr mit Volkskreisen und Behörden Erfahrung haben, wollen sich unter Anschluß eines Lebenslaufs und Abschriften ihrer Zeugnisse melden unter Chiffre **X Y Z 5 Berlin SW,** Postamt 12, postlagernd.

D. Otto Dreyer †

In unserm Verlage erschien:

Undogmatisches Christentum

Betrachtungen eines deutschen Idealisten
von
Otto Dreyer, Dr. theol.
Oberkirchenrat in Meiningen
4. Aufl. Preis 2 Mark

Berlin C. A. Schwetschke & Sohn

In unserm Verlag ist erschienen:

Die Schulrevisionen

Handreichung für Schulaufsichtsbeamte

von

Theodor Hauffe,

Regierungs- und Schulrat in Stettin

Zweite, verbesserte Auflage

1899. 8°. VI, 224 Seiten. Preis Mk. 2,50, in Leinen geb. Mk. 3.—

Empfohlen von den Kgl. Provinzial-Schulkollegien in Stettin und Königsberg; den Kgl. Regierungen in Stralsund, Liegnitz, Stade, Merseburg, Königsberg, Schleswig, Erfurt, Minden und Wiesbaden; den Kgl. Konsistorien in Stettin, Danzig, Magdeburg, Breslau, Münster, Kassel, Berlin (Brandenburg), Koblenz, Wiesbaden und dem herzogl. Konsistorium in Dessau.

„... ein nicht sonderlich voluminöses, nichts destoweniger aber inhaltreiches und in sehr ansprechender Weise geschriebenes Buch, dessen Anschaffung und wiederholte Benutzung wir allen, sonderlich unseren jüngeren Amtsbrüdern nicht dringend genug empfehlen können."

(Evang. Luther. Wochenbl. 1897, 37.)

„... Der dritte Teil stellt eine überaus praktische und sachkundige Methodik dar, durch alle Unterrichtsfächer hindurch, eine Methodik, die bis in die Einzelheiten des Unterrichts hineinführt, zahlreiche Abwege namhaft macht und vor ihnen warnt, und gute erprobte Anleitung giebt, wie der betreffende Unterricht in wahrhaft erziehlichem Sinne zu erteilen ist. Man kann aus dem Buche unendlich viel lernen 2c. 2c." **(Der Pfarrbote 1897, 12.)**

Von dem vortrefflichen Buch ist innerhalb etwas mehr als Jahresfrist eine neue Auflage nötig geworden, trotzdem die erste stark bemessen war! Dieser Erfolg und die warme Empfehlung seitens einer großen Anzahl von staatlichen und kirchlichen Behörden dürfte jede besondere Empfehlung des Verlags überflüssig machen. **Jeder Geistliche, nicht nur der mit der Schulinspektion Vertraute, sollte dieses Buch sich anschaffen!**

Berlin, Mai 1900 — **Reuther & Reichard**

Une **famille génevoise** reçoit des jeunes filles en pension. Etude du français. Bonne situation près de l'Université et du Conservatoire. Excellentes références. Ecrire à **Madame Rentsch - Bourquin Athénée 4 Genève.**

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl

Der Fleischer

Preis 50 Pfg.

Verl. von **Paul Beyer in Leipzig**

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von **Georg D. W. Callwey, München**

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshaus empfehlen alle Arten **Paramente und Kirchengeräte** Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: **Talare, Baretts und Bäffchen** III Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung

Villa Herzberg

Pension und Erholungshaus

in Dornholzhausen bei Homburg v. d. Höhe

fünf Minuten vom Walde am Fusse des 580 m hohen Herzbergs. Ruhige Lage in grossem Garten; herrlicher Blick auf den Taunus und auf Homburg. Mit Homburg durch elektrische Bahn verbunden. Pensionspreis je nach Lage und Grösse der Zimmer 4—7 Mk. Näheres durch die Verwaltung

Engelswerk

C. W. Engels

in Foche 31, b. Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums

von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**

Wilh. Rudolph i. Giessen

Erdbeerpflanzen

In jeder Beziehung beste, winterharte, jahrelang selbst erprobte Sorten, zu Mk. 1.50 pr. 100 liefert

C. E. Schmidt, Lauffen a. Neckar

Vollständig kostenlos

erhält jeder Abonnent der „Deutschen Frauen-Zeitung" eine alle 14 Tage erscheinende ***Musikbeilage*** *à 8 Seiten —* ***192 Seiten*** *p. Jahr. Diese Musikbeilage enthält Stücke ernster wie heiterer Art für Klavier, Geige, Gesang etc. — Ebenfalls*

gratis

erhält jeder Abonnent ein Exemplar der alle 14 Tage zur Ausgabe gelangenden ***Illustrierten Moden-Zeitung*** *mit* ***Schnittmusterbeilage,*** *die für jede* ***Hausfrau*** *wichtige* ***Kochbuchbeilage,*** *sowie noch 4 weitere Beilagen, als:* ***Hauspoesie, Jugendfreund, Stenograph. Unterrichtsbriefe*** *und* ***Ernst und Scherz.***

Die „Deutsche Frauenzeitung" kostet trotzdem nur 1,50 Mk. pro Vierteljahr, erscheint 3mal wöchentlich (Dienstag, Donnerstag u. Sonnabend) und ist somit die billigste Zeitung für die Hausfrau. — Jedes Postamt nimmt Bestellungen an. Man verlange jedoch ausdrücklich die „Deutsche Frauen-Zeitung", Erscheinungsort Coepenick-Berlin 26.

Probenummern sendet der Verlag gratis und franko.

Hochinteressant für Alle und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste"** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8° fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.

Ferd. Otto, Weimar

Neuer Missionsatlas

in 35 Karten. Von **D. R. Grundemann** 8 M., Halbfrzbd. geb. 9,20 M. Als Text dient **Die evang. Mission,** ihre **Länder, Völker und Arbeiten.** Von † **D. H. Gundert.** Dritte Auflage, geb. 3. M. Eine vollständige Ueberschau!

Vereinsbuchhandlung in Calw & Stuttgart

Pension

finden junge Mädchen, die sich in der deutschen Sprache vervollkommnen wollen, in Solbad **Salzungen** (Thüringen). Auf Wunsch Unterricht in der englischen Sprache, Musik, Malen 2c.

A. Volkmann, Schulvorsteherin
A. Brüggemann, gepr. Lehrerin

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Das **evang. Diakonissenhaus** in **Freiburg** sucht auf sofort oder spätestens 1. Juni 1900 eine

selbstständige Leiterin der Küche

Bewerberinnen, welche dem **Schwesternverbande** beitreten wollen werden bevorzugt und nach 1/2 jähriger Probezeit **als Oberschwester** mit **lebenslänglicher Versorgung** fest angestellt. Schwesternordnung wird auf Wunsch zugesandt. Anmeldungen mit Gehaltsansprüchen an das **Ev. Diakonissenhaus Freiburg**

Zell im Wiesenthal

(bad. Schwarzwald)

Familienpensionat verbunden mit staatlich konzessionierter **höherer Mädchenschule.** Eine beschränkte Anzahl junger Mädchen finden sorgfältige Pflege und Erziehung, gediegene Ausbildung in Wissenschaften, Sprachen und Musik. Angenehmes Familienleben. Gesunde freie Lage des Hauses. Prächtige waldreiche Gegend. Von Mitte Juli bis Mitte September auch geeignet als Ferienaufenthalt für Kinder und Erwachsene.

Näheres durch Prospekt.

Ref.: Die Herren Seminardirektor **Dr. H. Oeser** und Professor **D. A. Thoma** in **Karlsruhe;** Stadtpfarrer **H. Specht** in **Zell i. W.**

Frau und Frl. Baumgartner

Bei angemessener freier Behandlung

Alkohol-Entziehungskur

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.

Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine litterarische Beilage vom Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg